

Zu diesem Buch

Februar 1948 in Prag: Die Kommunistische Partei setzt allen Hoffnungen auf Demokratie ein Ende und schafft einen totalitären Staat stalinistischer Prägung. Mehr als zwei Millionen Bürger sind von politischer Verfolgung betroffen. In Schauprozessen werden 233 Todesurteile verhängt und vollstreckt. In Konzentrationslagern des sowjetischen Typs GULAG (Главное Управление Исправительно-Трудовых Лагереј и колоний – Hauptverwaltung der Besserungsarbeitslager) herrschen Bedingungen, die auch den Tod von Häftlingen billigend in Kauf nehmen. In dieser Welt leben widerständige Frauen, Ordensschwestern, eine Jüdin, die das deutsche KZ überlebt hat, Bäuerinnen, Ärztinnen, Professorinnen. Sie alle verbindet, dass sie sich geistiger Gleichschaltung verweigern. Warmherzig und mit feinem Humor beschreibt die Autorin in diesem Buch die Schicksale einiger Frauen und wie es ihnen gelang, in einer entwürdigenden Umgebung Mut, Kraft und Hoffnung zu bewahren.

Božena Jíšová

wurde 1929 als Božena Kuklová im südböhmischen Budweis (České Budějovice) geboren. 1935 zog die Familie nach Prag. Anfang der 1950er Jahre schloss sie sich, gemeinsam mit ihrem Mann, einer antikommunistischen Widerstandsgruppe an. 1953 wurden die Eheleute verhaftet. Božena Jíšová wurde zu zehn, ihr Mann zu zwölf Jahren Haft verurteilt. Durch eine Amnestie kam Božena Jíšová 1960, ihr Mann erst 1961 frei. Unter Pseudonym veröffentlichte sie Kurzberichte in MUKL, der Zeitschrift der Internationalen Assoziation ehemaliger politischer Gefangener und Opfer des Kommunismus (INTER-ASSO). Die Erinnerungen an ihre Mitgefangenen erschienen 1996 auf Tschechisch unter dem Titel „Krásná němá paní“.
Božena Jíšová lebt in Prag.

Božena Jíšová

Stumme Schönheit

Erinnerungen an Frauen
im tschechoslowakischen GULAG

hrsg. vom Zeit-Geschichte(n) e.V.
Verein für erlebte Geschichte

Aus dem Tschechischen von Albert Hoffmann

Hasenverlag
EDITION **Zeit-Geschichte(n)** Band 2

Unsere Mädchen	7
Andulka Kvasničková und ihre hundertprozentigen Männer	9
Aranka Rosenbergová	11
Anička Papežová und Růženka Marková	14
Dáša Šimková	17
Julinka Hrušková, genannt Mücke	21
Liduška Buriánová	26
Tonička Smorádková, Brigitka Ffochová und unser Weihnachtskonzert	29
Greta Makovická, Paní Hadrabová und die schöne stumme Frau	33
Vlasta Charvátová	39
Merina Jandová	44
Helenka Maxiánová und Karol Kocián Romeo und Julia in den 1950er Jahren	50
Růženka Vacková	56
Růženka Vítková, Hanka Tůmová und Fanyňka Putnarová Englischstunden, Handarbeiten und andere Methoden, die Jahre im Gefängnis zu überstehen	60
Schwester Zdenka Schelingová	69
Die Ordensschwwestern	72
Blanka Bicková	76
Helenka Kordová	81
Bedřiška Synková (Federike Hofmann)	87
Anmerkungen	96
Sich ein Bild machen – Nachwort von Jaroslav Šonka	100
Kommunistische Konzentrationslager auf dem Gebiet der ČSSR	112
Orte des Gedenkens	116
Dank	117



Božena Jiřová, 1954 vor der Verhaftung

Unsere Mädchen

Mit zunehmendem Alter häufen sich bei vielen von uns die schlaflosen Nächte, in denen wir Bilanz ziehen, auf die eine Seite das Soll, auf die andere Seite das Haben schreiben. Mit dem Ergebnis dieser Rechnung sind wir selten zufrieden und wir wünschen uns, dass es möglich wäre, die Zeit zurückzudrehen und von neuem beginnen zu können. Obwohl das Buch unseres Lebens nur noch wenige leere Seiten hat, sind wir noch immer nicht sicher, dass wir diese ohne Fehler und in Schönschrift füllen werden.

Für uns, die wir viele Jahre im Gefängnis überstanden haben, ist dieser Teil unseres Lebens eines der wichtigsten Kapitel. Damit will ich nicht behaupten, es sei das wichtigste. Später kamen andere Ereignisse, Kinder, existenzielle Sorgen und bei einigen von uns sogar die Emigration und die Gewöhnung an ein Leben in der Fremde. Dennoch kann keine von uns diesen frühen Lebensabschnitt wirklich vergessen. Wir weiblichen politischen Häftlinge werden oft gefragt, warum wir bisher nur wenig über unser Schicksal veröffentlicht haben. Vielleicht liegt es daran, dass einige Momente für uns zu erniedrigend waren. Vielleicht erschienen uns auch die eigenen Geschichten im Vergleich zu den mutigen Taten männlicher Gefangener ziemlich unbedeutend.

Wahrscheinlich schwiegen wir aber vor allem deshalb, weil wir Hemmungen haben, uns (wie es heute üblich ist) in der Öffentlichkeit selbst darzustellen. Natürlich unterschied sich unser Verhalten von dem der Männer. Hätte etwa ein Mann Einzelhaft riskiert, nur um ein abgeschnittenes Stück vom Häftlingshemd als Lockenwickler zu benutzen? Oder wäre er fähig gewesen, sich in der Kantine für all sein hart verdientes Taschengeld ein Fläschchen billigen Parfüms zu kaufen? Das alles sei lächerlich und „typisch weiblich“? Sicherlich, aber es war unsere Art und Weise, die langen Jahre der Gefangenschaft heil zu überstehen.

Heute sind wir alt – falls wir überhaupt noch leben. Ich aber habe uns jung in Erinnerung, voller Energie, Hoffnung und Idealismus. Selbst die Häftlingsuniformen standen uns damals gut. Und vielleicht sind es einige unserer Taten doch Wert, erinnert zu werden. Denn die Zeit eilt und wenn wir einmal alle dahingegangen sind, könnte es geschehen, dass man bezweifelt, dass es uns überhaupt je gegeben hat. Übrigens erinnere ich mich, dass es schon einmal um 1958 in Pardubitz (Pardubice) zu so einer Situation gekommen war. Der Lagerkommandant Huňáček erklärte uns während einer Ansprache, dass es bei uns keine politischen Gefangenen gäbe.¹ Für uns, die wir zu dieser Zeit schon lange Jahre wegen verschiedener „staatsfeindlicher“ Aktivitäten eingesperrt waren, war das ein großer Spaß. Wir fragten uns gegenseitig: „Gesteh‘, wofür du wirklich hier bist!“ Und ironisch antworteten

wir: „Ich bin wegen Diebstahls hier ... ich wegen Betrug ... ich wegen Schmarotzertums ... und ich, ich bin doch gar nicht wirklich hier!“ Und dabei haben wir gelacht in dieser Zeit, als man uns politischen Häftlingen solche Dinge allen Ernstes ins Gesicht sagte.

Was wird geschehen, wenn es dafür keine lebenden Zeugen mehr gibt? Darum seien mir ein paar Erinnerungen gestattet, Erinnerungen an „naše holčičky“, unsere Mädchen, wie wir uns in jener rohen Umgebung sanft nannten. Eigentlich sind es nur Gesten, Splitter trauriger und froher Ereignisse, manchmal schon etwas verworren, wenn mir Ort oder Zeit nicht mehr ganz genau in den Sinn kamen. Trotzdem habe ich mich bemüht, die Wahrheit nicht zu entstellen.



Božena Jiřová, 1960 nach der Entlassung

Andulka Kvasničková

und ihre hundertprozentigen Männer

Andulka lernte ich 1957 in Pardubitz (Pardubice) kennen, wo wir fast drei Jahre miteinander dieselbe Zelle teilen mussten. Sie war zusammen mit ihrem Mann zu vielen Jahren Gefängnis verurteilt worden.

Ihr „Verbrechen“ bestand darin, ihren eigenen Sohn nicht angezeigt zu haben, als er illegal die Republik verlassen wollte – was für eine Frechheit von ihr! Andulka war zur Zeit unserer ersten Begegnung eine Frau in mittleren Jahren, die sich ihren Sinn für Humor bewahrt hatte. Über ihre bittere Zeit in der Untersuchungshaft erzählte sie mir: „Sie steckten mich in einen Sack und schleppten mich irgendwo auf einen Dachboden. Dort warfen sie mich hin und beratschlagten laut: ‚Was machen wir mit der Alten? Am besten wir schmeißen sie in den Fluss. Aber nein, wer will sich schon mit der abschleppen. Wir werfen sie einfach aus dem Fenster.‘ Dort liefen auch Wachhunde herum und schnüffelten an mir. Du kannst dir vorstellen, was für eine Angst ich hatte. Als sie mich losbanden, zitterte ich so, dass ich nicht aufstehen konnte, aber ich sagte mir, sollen sie doch mit mir machen, was sie wollen, Hauptsache mein Junge ist ihnen entwischt.“

Der Sohn gelangte mit viel Glück in die USA und absolvierte dort ein Hochschulstudium. Er schrieb ihr wunderschöne Briefe. Sie las uns Auszüge daraus vor und für uns war das wie der Gruß aus einer anderen Welt. Besonders einen Brief habe ich im Gedächtnis behalten. Der Junge schrieb: „Ich habe viele schwere Augenblicke durchlebt. Ich war arbeitslos und es dauerte lange bis ich mich eingewöhnte. Aber ich verzweifelte nie. Nur einmal hab ich geweint, Mama. Das war, als ich erfuhr, dass sie dich eingesperrt haben.“

Andulka erzählte mir heitere Geschichten, die sie mit Mann und Sohn, die sie ihre „hundertprozentigen Männer“ nannte, erlebt hatte. Als etwa ihr Sohn Flugstunden nahm und sie mit den Worten „Hab keine Angst Mutter, ich werde nur ganz tief fliegen ...“ beruhigen wollte. Eines Tages teilte sie uns stolz mit, dass ihr Sohn eine Amerikanerin heiraten würde und bat uns, sie von jetzt an freundlicherweise nicht mehr „Andulka“, sondern „Duly“ zu nennen. Sie wolle nicht, dass ihre Schwiegertochter, wenn der Sohn mit ihr zurückkomme, denke, sie sei irgendeine alte Dorftante. Er werde sicher gleich nach dem Umsturz (der natürlich noch dieses Jahr stattfindet) zurückkehren. Wir taten ihr den Gefallen und nannten sie fortan Duly. Doch die Zeit verging und der Umsturz fand noch immer nicht statt. Duly beklagte sich: „Sie haben immer noch keine Kinder – diese Amerikanerin hat wahrscheinlich zu hohe Ansprüche.“ Auch hätte der Sohn die kurze Zeit (sie meinte bis zum Umsturz) doch noch warten können, um dann ein Mädchen von hier zu nehmen: „Wir haben doch selbst genug, warum also in der Ferne suchen ...“

Ein weiteres Jahr verging. Duly hatte inzwischen die Hälfte ihrer Strafe abgessen. Sie wurde vor einen Ausschuss geladen, der über eine vorzeitige Haftentlassung entscheiden sollte. Großzügig verteilte sie ihre irdischen Güter unter uns, ein Päckchen Kaffee, Zucker, ein Glas Marmelade und ein Glas Schmalz. Sie tauschte sogar ihre Häftlingsbekleidung gegen schlechtere ein. Voller Optimismus zweifelte sie nicht daran, dass sie bald nach Hause gehen würde. Nach einer knappen Stunde kam sie zurück und da sah ich sie das erste Mal (allerdings nur für kurze Zeit) wirklich traurig. Verlegen gaben ihr die Mädchen die Reste ihrer Schätze zurück, denn einiges hatten sie inzwischen bereits verbraucht. Doch Duly winkte ab. Sie kochte Kaffee und sagte: „Was soll’s, jetzt wird’s wieder lustig in der Bude! Da sie mich gebraten haben, sollen sie mich jetzt auch verspeisen!“ So machte sie sich bereit, fünf weitere Jahre abzusitzen.

Das Kaffeekochen war gar nicht so einfach. Zwar war es gestattet, in den Lebensmittelpaketen Kaffee zu bekommen, aber es kümmerte niemanden, wie wir ihn zubereiten sollten. Einen Kocher hatten wir nicht. Wir säuberten also eine Heizungsrohre, gossen mit einem Blechnapf Wasser darüber und sammelten das Wasser unten wieder mit einem anderen Blechnapf. Wenn man diesen Vorgang etwa 45 Minuten lang ständig wiederholte, war das Wasser einigermäßen warm genug, um den Kaffee damit aufzubrühen. Ähnlich erfindungsreich bereiteten wir einen Zwiebelaufstrich mit Hefe. Statt eines Ofens nahmen wir die Kehrschaufel aus Metall und verbrannten Watte darauf. Darüber schmorte im Blechnapf eine zerhackte Zwiebel, der wir Hefe beimengten. Das schmeckte, vor allem aber war es eine wichtige Vitaminzufuhr.

Dulys Mann wurde, eher als sie selbst, auf Bewährung entlassen. Eines Tages wurde sie zum Tor gerufen. Sie hatte Besuch. Ihr „hundertprozentiger Mann“ erwartete sie. Panik ergriff sie, hatte sie doch ihren Mann seit mehreren Jahren nicht gesehen. In dieser Zeit war sie ergraut, hatte Zähne verloren und wies noch andere „Schönheitsfehler“ auf. Verzweifelt rief sie uns zu: „Mädchen, schnell, schnell, ich kann meine Zahnprothese nicht finden. Helft mir beim Suchen! Schnell, die Zähne und den BH!“ Es ging drunter und drüber, als wir Duly in eine halbwegs vorzeigbare Form brachten. Sie sollte doch ihrem „hundertprozentigen Mann“ gefallen.

Bald darauf wurden wir auf andere Gefängnisse verteilt und verloren uns aus den Augen. Wahrscheinlich lebt Duly nicht mehr. Ich habe sie jedenfalls nie bei einem unserer Treffen gesehen. Wenn ich an sie denke, muss ich auch heute noch lächeln. Schade, dass ich die Adresse ihres Sohnes nicht kenne. Gern würde ich ihm schreiben, dass er eine „hundertprozentige Mutter“ hat.

Aranka Rosenbergová



Aranka Rosenbergová in Venezuela

Fast alle kannten sie. Aranka war bereits kurz nach dem „siegreichen Februar“⁴² verhaftet worden und hatte in den folgenden Jahren schon alle Straflager durchlaufen. Sie war ein Mensch mit viel Charme und alle hatten sie sehr gern. Sie kam als jüngstes Kind einer großen jüdischen Familie zur Welt. Es war, als habe sie die Rolle des kleinen, von allen verwöhnten Schwesterchens beibehalten, obwohl das Leben sie ganz und gar nicht verhätschelte. Einige ihrer Geschwister schafften es, noch Ende der 1930er Jahre ins Ausland zu fliehen. Die restliche Familie starb im Konzentrationslager. Ich erinnere mich nicht mehr welches Lager es war, aber ich erinnere mich gut daran, was sie mir erzählte: „Der Weg war lang. Wir wurden von SS-Leuten bewacht, durften nur in deren Gegenwart die Latrine benutzen. Das konnte ich nicht und so hatte ich am Ende der Reise schreckliche Schmerzen. Als wir ankamen, wurde die Selektion durchgeführt. Auf eine Seite kamen die, denen erlaubt wurde zu leben, auf die andere Seite die, welche man ins Gas schickte. Meine schwangere Schwester mit ihrem Kind und meine Eltern endeten dort. Mein Vater war ein orthodoxer Jude. Tief gläubig hatte er sein ganzes Leben lang die Ankunft des Messias erwartet. Aber vor seinem Tod verlor er den Glauben. Die letzten Worte, die er zu mir sprach, waren: ‚Aranka, es gibt keinen G’tt!‘ Mich ließen sie am Leben, aber

zu welchem Preis! Ich war 19 Jahre alt, als sie mich dem Bordell der SS zuteilten. Das hat mich für's ganze Leben beschädigt: Ich werde nie Kinder bekommen können.“

Nach der Befreiung 1945 kehrte Aranka nach Hause zurück. Auch die Geschwister kamen aus dem Exil und für kurze Zeit waren die Überlebenden wieder beieinander. Der Bruder wollte ihr ein Studium finanzieren, doch Aranka hatte sich verliebt. Nur mit einer Zahnbürste ausgestattet, verließ sie ihr Zuhause. Sie war damals noch immer sehr jung und alle Gewalt, die ihrem Körper angetan wurde, hatte erstaunlicherweise keine Spuren in ihrer Seele hinterlassen. Noch nach Jahren lächelte sie bei der Erinnerung an diese erste große Liebe. Ihr Auserwählter war ein kleiner, nicht besonders attraktiver Mann. Sie habe ihn genommen, damit neben ihm ihre eigene Schönheit umso heller erstrahle, pflegte sie scherzhaft zu sagen. Sie selbst war schlank und hochgewachsen und hatte – gegen alle Klischeevorstellungen vom Aussehen jüdischer Frauen – eine Stupsnase und kupferfarbenes Haar.

Arankas Glück war nur von kurzer Dauer. Ihr Bruder, ein hoher kommunistischer Funktionär, begann für „beide Seiten“ zu arbeiten, d.h. obwohl er seine offizielle Funktion beibehielt, begann er mit den Gegnern der Diktatur zusammenzuarbeiten. Er wurde verhaftet und nahe des Prager Karlsplatzes gefangen gehalten. Doch es gelang ihm zu fliehen. Aranka hatte bei den Fluchtvorbereitungen mitgemacht. Der Bruder kam glücklich über die Grenze und die Kommunisten rächten sich an den Angehörigen. Sie sperrten seine Frau ein und als sie in der Haft Selbstmord beging, gaben sie das acht Monate alte Baby zur Adoption frei. Natürlich sperrten sie auch Aranka ein. Das Schicksal des Babies war ihr schlimmster Albtraum. Viele Jahre suchte sie vergeblich nach dem Kind des Bruders. Schließlich fand sie heraus, dass der Junge bei einem Unfall gestorben war.

Der von ihr so geliebte Mann ließ sich scheiden. Die Geschwister gingen zum zweiten Mal ins Exil. Aranka blieb allein zurück. Ihre Mitgefangenen, sagte sie, seien nun ihre Familie. Zwölf Jahre lang waren die Gefängniszellen ihr Zuhause. Erst 1960 wurde sie bei einer Amnestie freigelassen. Da war sie bereits 40 Jahre alt und hatte fast die Hälfte ihres Lebens in Gefangenschaft verbracht: Sechs Jahre unter den Nazis, zwölf Jahre unter den Kommunisten.

Nach ihrer Entlassung nahm das Leben für sie endlich eine Wendung zum Besseren. Sie heiratete wieder, denn noch immer besaß sie die Fähigkeit, einem Menschen zu vertrauen und ihm ihr ganzes Herz zu schenken. Glücklicherweise beruhte es dieses Mal auf Gegenseitigkeit. Endlich gelang es ihr auch, zu ihren Geschwistern nach Venezuela auszuwandern. Hier er-

lebte sie die schönste Zeit ihres Lebens. Grosse und kleine Träume wurden wahr. Einer unserer Gefängnisräume war zum Beispiel, eine Badewanne mit heißem Wasser zu füllen, voller Dankbarkeit niederzuknien und die Wanne zu küssen! Die Geschwister versuchten, ihr das Leben so schön wie möglich zu machen. Aranka schrieb mir, sie lebe wie im Paradies. Sie war so glücklich, dass ich schon manchmal befürchtete, sie reize mit ihrem Glück die „bösen Geister“ und ziehe irgendein Unglück an. Das kam dann auch, aber diesmal durch höhere Gewalt. Ihr zweiter Mann starb und nichts konnte Aranka mehr glücklich machen.

Bei unserem letzten Treffen beschwerte ich mich, dass sie so selten anrufe, wir hätten sie doch alle so gern. Ihre Antwort überraschte und kränkte mich ein wenig: „Hatte mich denn überhaupt je jemand gern?“, fragte sie verbittert. Mir schien, dass sie erst jetzt nachträglich all das Leid fühlte, das man ihr angetan hatte. Ich versuchte in ihr den Glauben an Gott zu wecken, aber sie wiederholte nur die letzten Worte ihres Vaters.

Aranka ist schon für immer von uns gegangen und hat hoffentlich ihren Frieden gefunden. Ihr Schicksal war außerordentlich grausam und ich denke, wir sollten auch ihren Namen dem lieben Gott nennen, wenn wir für unsere verstorbenen Verwandten beten. Schließlich gehörte sie damals zu unserer Gefängnisfamilie.

Anička Papežová und Růženka Marková



Růženka Marková mit Sohn und Mutter

Anička und Růženka waren zur Zeit ihrer Haft in Zelis (Želiezovce)³ hübsch, jung und voller Energie und beide hatten ähnliche „Verbrechen“ begangen.

Anička stammte aus der Slowakei, Růženka aus Mähren. Beide waren gläubig. Anička musste wegen ihrer Mitgliedschaft in der „Katholischen Aktion“⁴ ins Gefängnis. Růženka wurde mit Vater und Mutter eingesperrt, weil sie einem entflohenen Häftling Hilfe geleistet hatten. Růženkas Vater, Karel

Kolda, war schon vor der Haft seiner Tochter für ein Vergehen vor Gericht gestellt worden, das es Wert ist, hier aufgeschrieben zu werden:

Während die Staatssicherheit am 23. August 1949 bei Dekan⁵ Jaroslav Daněk eine Hausdurchsuchung durchführte, hatte sich Kolda (so sah es jedenfalls die Bezirksstaatsanwaltschaft) gemeinsam mit siebzehn weiteren Bürgern vor dem Pfarrhaus „zusammengerottet“. Trotz Aufforderung, den Platz zu verlassen, blieben sie da, um das Abführen des Dekans zu verhindern.

Nach Ansicht der Bezirksstaatsanwaltschaft nahmen sie damit an einer Zusammenrottung teil, die gemeinschaftlich und gewaltsam die Tätigkeit staatlicher Organe behindern sollte. Sie verhinderten das Abführen des Dekans, indem sie riefen: „Wir geben den Dekan nicht heraus!“ Weiterhin schrien sie aufrührerische Parolen wie: „Ihr kommt in der Nacht wie die GESTAPO! Was soll aus unsern Kindern werden, wenn ihr den Pfarrer einsperrt? Führt demokratische Wahlen durch und ihr werdet sehen, wie viele ihr dann noch seid!“

Dieses Verhalten wurde ihnen zur Last gelegt als erstens „Aufruhr“, zweitens „Öffentliche Gewaltanwendung“ und drittens „Staatsfeindliche Hetze“.

Alle „Verbrecher“ wurden zu Freiheitsentzug und Geldstrafen verurteilt. Die Strafe verfehlte aber offensichtlich ihre Wirkung, denn nur kurze Zeit später sperrten sie die gesamte Familie Kolda ein.

Růženka war Mutter eines kleinen Knaben. Glücklicherweise nahm sich eine Tante seiner an. Anička und Růženka standen für denselben Glauben ein und wurden im Gefängnis Freundinnen.

Einmal geschah es, dass sich beim abendlichen Appell ein betrunkenener Hundeführer vor den in Reih' und Glied stehenden Frauen aufbaute und sie anschrie: „Wir haben euch zwar das Leben nicht gegeben, aber wir können es euch jederzeit nehmen! Ihr seid schlimmer als die Mörderinnen, die haben nur einen Menschen getötet, ihr aber wolltet das ganze Volk umbringen!“ So etwas bekamen wir zwar oft in verschiedenen Abwandlungen zu hören, doch diesmal hatte sich der Betrunkene so in Rage geredet, dass er sein Maschinengewehr auf Růženka richtete. Ohne zu zögern sprang Anička nach vorn und deckte die Freundin mit ihrem Körper. Der Hundeführer schoss nicht, seine Kollegen führten ihn fort und die ganze Angelegenheit wurde irgendwie vertuscht. Für kurze Zeit stand Anička im Mittelpunkt, aber schon bald hatten wir wieder andere Sorgen, als einander zu loben und zu bewundern. Růženkas Dank wehrte Anička mit den Worten ab: „Ich bin ledig und du hast ein Kind. Außerdem war es nur besonders schlau von mir

Anička Papežová und Růženka Marková



Anička Papežová vor und nach der Haft

– ich wollte dich auf dem Weg in den Himmel überholen!“ Wir hatten diese Begebenheit längst vergessen, aber Růženka erinnert uns immer wieder mal daran. Obwohl die Slowakei, wo Anička heute lebt, inzwischen „Ausland“⁶ ist, sind die beiden treue Freundinnen geblieben. Lange haben wir nichts mehr von Anička gehört, aber bei ihrer „Schlauheit“ ist es mehr als wahrscheinlich, dass sie in all den Jahren aus ihren guten Taten viele Stufen zum Himmel gebaut hat, nur um uns alle zu überholen.



Dáša Šimková, Promotionsfeier in Australien

Dáša Šimková gehörte zu den tapfersten von uns allen. 1952 wurde sie zu 15 Jahren Haft verurteilt und bekam wegen eines Fluchtversuchs während der Gefangenschaft noch drei Jahre zusätzlich. Ihre „staatsfeindliche Tätigkeit“ wurde also mit insgesamt 18 Jahren honoriert. Davon saß sie

volle 15 Jahre ab. Dies entsprach selbst in den 1950er Jahren dem Strafmaß für die schwersten Verbrechen.⁷

Dáša hatte mehrere Freunde versteckt, bevor sie illegal die Republik verließen. Ihre „Straftat“ unterschied sich also keineswegs von den Vergehen, die uns anderen angelastet wurden, wofür wir aber viel kürzere Zeit im Gefängnis verbringen mussten. Was also erregte bei den Kommunisten diesen schrecklichen Hass, dass sie ein 19-jähriges, hübsches, intelligentes Mädchen für so lange Zeit lebendig begruben? Was machte sie in ihren Augen so gefährlich, dass sie offensichtlich wünschten, sie würde das Gefängnis überhaupt nicht oder nur als Wrack verlassen?

Der Grund lag sicher nicht in ihrem Vergehen, sondern in der kompromisslosen Haltung, die sie in der Untersuchungshaft und auch während des ganzen Strafvollzugs einnahm. Zum Beispiel bestand sie darauf, nicht als Helferin irgendeines Mannes (des Vaters, Bruders oder Ehemannes) verurteilt zu werden.⁸ Sie sprach und handelte stets für sich selbst. Ihre Offenheit brachte uns manchmal in Schwierigkeiten, zu deutlich unterschied sich ihre Haltung von unserer eigenen Vorsicht. Ich will damit keineswegs sagen, wir anderen seien feige gewesen. Die meisten von uns gingen aber Konflikte lieber aus dem Weg. Wenn mal ein Wärter nett zu uns war, ein Gespräch anknüpfte oder ein Auge zudrückte, dann waren einige der Mädchen bereit, ebenfalls einen freundlichen Ton anzuschlagen. Für Dáša aber war immer klar, dass auch diese „netten“ Wärter in der Lage waren, uns im nächsten Augenblick in eine Arrestzelle zu sperren. Deshalb bewahrte sie zu allen Kerkermeistern eine stolze Distanz. Und sie behielt Recht.

Als einmal in Pardubitz (Pardubice) die Mädchen in einen Hungerstreik traten, standen auch die „Netten“ mit dem Maschinengewehr in der Hand auf der anderen Seite. In ihrem Buch „Auch wir waren dort“ beschreibt sie ihre Haltung so: „Ich war eine leidenschaftliche Anhängerin des Widerstands und überzeugt, dass nur dies mein Weg sein konnte.“⁹

Dáša kam während ihrer Gefangenschaft unzählige Male in den Arrest. Das war ein Gefängnis im Gefängnis, unterirdische, kalte Zellen mit einer Liege aus Beton. Eine Mahlzeit gab es hier nur alle zwei oder drei Tage.

Ich lernte Dáša im Jahre 1955 in Zelis (Želiezovce) kennen, wo sie einen mutigen Ausbruchversuch unternahm. Sie flüchtete an einem regnerischen Tag. Wir anderen standen lange in der Nässe, weil beim Appell das Abzählen nicht aufgehen wollte. Doch wir waren glücklich, dass wenigstens eine von uns in Freiheit war. Leider wurde Dáša nach zwei Tagen gefasst und zu drei Jahren zusätzlicher Haft verurteilt. Über ihre Empfindungen während der Flucht schrieb sie später: „Nach dem Regen duftete alles. Ich fühlte keine

Müdigkeit, keinen Hunger, nur die reine Luft, so stark wie Champagner. Ich spürte vor mir einen unendlichen Raum und mir war, als sei ich alleine auf der Welt. Keiner sah mich, keiner schrie mich nieder, keiner hielt mich an, keiner bestrafte mich, keiner schnappte mich. Ich betete, ich sang, ich dachte mir verschiedene Hymnen an die Freiheit aus. Es erfüllte mich mit Freude, dass – selbst wenn sie mich wieder fangen würden – dieser kostbare Augenblick mich wiedererweckt hatte.“¹⁰

Dáša floh in Gefängnisleidern und hatte nur soviel Lebensmittel bei sich, wie sie von ihrer eigenen täglichen Essenration gespart hatte. Umsichtig hatte sie darauf geachtet, dass wir anderen ihretwegen keine Schwierigkeiten bekommen würden.

Nach der missglückten Flucht wurde sie nach Pardubitz (Pardubice) überführt, wo ich wieder mit ihr zusammentraf. Ich will mich hier nicht mit den Einzelheiten ihrer fünfzehnjährigen Gefangenschaft befassen. Sie hat das selbst in ihrem Buch beschrieben. Nur noch eine Erinnerung sei mir erlaubt: 1960, noch vor der Amnestie, besuchten irgendwelche Abgeordnete (jedenfalls wurden sie uns als solche vorgestellt) das Gefängnis. Sie stellten ziemlich dumme Fragen. Wie es uns gehe. Eine putzige Frage vor allem für jene, die hier schon ihr zwölftes Jahr absaßen! Was wir im Falle einer Rückkehr ins zivile Leben unternehmen, wo wir wohnen würden und ähnliches. Manche Mädchen ließen sich von dem freundlichen Auftreten beeindrucken und begannen, sich über verschiedene Dinge zu beklagen, über die mangelnde Qualität des Essens oder darüber, dass unsere hölzernen Baracken mit Ratten verseucht waren, die uns Tag und Nacht belästigten.

In unserer Zelle verständigten wir uns darauf, einfach zu schweigen. Als die „Abgeordneten“ auf all ihre Fragen nichts als Totenstille vernahmen, waren sie irritiert und versuchten, uns aus der Reserve zu locken. Dann aber sagte einer von ihnen giftig: „Da sieht man, dass das hier alles Politische sind!“ Sie gingen weg und wir freuten uns über unsere gelungene Taktik. Sie konnten nichts anderes berichten, als dass wir geschwiegen hatten und dafür konnte man uns nun wirklich nicht bestrafen. Später erfuhren wir, dass Dáša zu ihnen gesagt hatte: „Im Falle meiner Freilassung werde ich weiter für Freiheit und Demokratie und gegen euch arbeiten!“ Über diese Antwort erschrakten auch viele von uns. Wir fürchteten, dass die Machthaber sich das mit der angekündigten Amnestie vielleicht noch überlegen würden. Die meisten wurden dann aber doch freigelassen.

Nur Dáša bekam für ihre Äußerung weitere sechs Jahre Haft. Sie kehrte erst 1966 zurück. Zwei Jahre später erlaubte man ihr, nach Australien auszuwandern. Leider erwartete sie dort niemand, um ihr das Leben so schön wie

möglich zu machen, wie es Aranka mit ihren Geschwistern in Venezuela erlebt hatte. Aber mit der ihr eigenen Energie versuchte Dáša so viel Leben wie möglich nachzuholen. Sie erwarb einen Abschluss in Sozialwissenschaften, arbeitete als Statistin bei Filmaufnahmen, schrieb die schon erwähnte Autobiografie, begann Bilder zu malen und beteiligte sich damit an mehreren Kunstausstellungen. Dann raubte eine Krebserkrankung ihre letzten Kräfte und ihr Weg endete 1995 in der neuen Heimat Australien. Es war ein geradliniger Weg. Sie ging nie auf Umwegen.

Wenn ich in Südböhmen durch ihre Geburtsstadt Písek fahre, tröstet es mich, ihr in Gedanken sagen zu können: „Dášenka, niemand wird dich je wieder anhalten oder schnappen. Nun hast du für immer den unendlichen Raum der Freiheit vor dir.“

Julinka Hrušková, genannt Mücke



Julie Hrušková vor ihrer Verhaftung

Lange Zeit kannte ich den richtigen Namen Julinkas gar nicht, weil alle sie nur „Mücke“ nannten. Sie bekam diesen Spitznamen während der Untersuchungshaft, als sie immer wieder zum Fenster rannte, um zu sehen, wer gerade hereingebracht wurde. Eine Mitgefangene meinte, sie fliege wie eine Mücke zum Fenster. Dieser Spitzname passte aber auch deshalb zu ihr, weil sie so dünn war, dass sie nur aus Armen und Beinen zu bestehen schien. Sie wurde im Alter von 20 Jahren eingesperrt und ihr hübsches Gesicht behielt lange eine kindliche Anmut.

Sie war ein Kind des Waldes. Ihr Vater war Wildhüter in Frain (Vranov nad Dyjí). Mit ihm lief sie oft durch das Forstrevier und kannte dort jeden Baum. Der Vater nutzte seine Bekanntschaft mit österreichischen Grenzposten, um verfolgten Menschen zu helfen, über die nahe gelegene Grenze zu fliehen.

Von einem Tag auf den anderen beschloss auch Julinka wegzugehen. Sie schrieb ihren Eltern einen Abschiedsbrief und erklärte mit großen Worten, für die Freiheit kämpfen zu wollen. Sie ging zusammen mit ihren Freunden Jan Horký, Ruda Honek und Víték Janků. Julinka führte die Gruppe bis zur Grenze, wo es damals noch keinen Stacheldraht gab. Nach einer Weile rief jemand auf österreichischer Seite: „Halt!“ – Julinka befahl „Mir nach!“ und alle rannten los, durchquerten ein Stück Wald und sahen schon bald, dass ihnen die österreichischen Grenzposten Zeichen gaben. So erreichten sie glücklich den Bahnhof von Pleissing. Hier half ihnen ein guter Mensch, ließ sie im Wartesaal übernachten und gab ihnen ein paar Schillinge für die Weiterreise. In Wien gelangten sie ohne Probleme von der sowjetischen in die amerikanische Zone¹¹ und meldeten sich beim CIC¹², wo sie um politisches Asyl ersuchten. Inzwischen informierten die österreichischen Grenzbeamten Julinkas Eltern telefonisch von der geglückten Flucht. Nach dreitägigem Aufenthalt in Wien fanden die Flüchtlinge eine Mitfahrgelegenheit nach Linz, wo sich hinter der Stadt das große Flüchtlingslager Wegscheid befand. Dort lernte die 20-jährige Julinka einen Soldaten der amerikanischen Besatzungsarmee kennen. Es war Liebe auf den ersten Blick – gegenseitig und wenig vernünftig. Frank fand für Julinka ein Zimmer zur Untermiete, wo er sie regelmäßig besuchen konnte. Es war vielleicht die glücklichste Zeit ihres Lebens. Sie wollten heiraten, sobald Julinka volljährig wäre. Im Überschwang der Gefühle vernachlässigte Frank aber seine Pflichten als Versorgungsbeauftragter für die Kasernen. Als seinen Vorgesetzten der Geduldsfaden riss, wurde er nach Deutschland zu Manövern in die dortige amerikanische Zone versetzt.

Julinka kehrte ins Flüchtlingslager zurück. Hier suchte das CIC Leute, die bereit waren, Informationen aus dem kommunistischen Machtbereich zu beschaffen. Hier traf sie auch den Anführer der Gruppe „Světlna“, Antonín Slabík. Er erzählte ihr, dass die tschechischen Kommunisten Mitglieder der Partisaneneinheit „Jan Žižka“ verhaften und es nötig sei, einige von ihnen über die Grenze zu bringen. Obwohl Julinka wusste, dass sie schwanger ist, übernahm sie diese Aufgabe und kehrte zusammen mit Ruda Honek, der seine Verlobte über die Grenze holen wollte, und František Vošický, der schon längere Zeit als Fluchthelfer tätig war, in die Tschechoslowakei zurück.

Es gelang ihnen, Julinkas Heimatort Vranov zu erreichen und bei ihren Eltern zu übernachten. Am nächsten Tag fuhren sie weiter nach Mähren und vereinbarten, innerhalb der nächsten zwei Wochen zurückzukehren.



Antonín Daněk
geboren 1927
hingerichtet 14.11.1950



Karel Daněk
geboren 1923
hingerichtet 14.11.1950

Die Brüder Antonín und Karel Daněk, die sie über die Grenze bringen wollten, sagten einer erkrankten Freundin zuliebe in letzter Minute ab. Diese Entscheidung mussten die Brüder mit dem Leben bezahlen. Am 14.11.1950 wurden sie in der kommunistischen Tschechoslowakei hingerichtet – zwei tapfere Studenten, die schon im Widerstand gegen die deutsche Okkupation gewesen waren.

Es blieben also nur Ruda Honek mit seiner Verlobten, František Vošický und Julinka, die das Land wieder verließen. Julinka machte noch einen Umweg zur Ortschaft Studánka, um einen Koffer mit genauen Karten des Grenzlands und Informationsmaterial für den CIC abzuholen. Ohne Probleme kamen sie bis Linz. Dort, in der sowjetisch besetzten Zone, wurden im Bus die Papiere kontrolliert. Die Männer blieben unbehelligt, doch beide Frauen wurden verhaftet und zehn Tage lang auf der russischen Kommandantur verhört. Dort waren die Bedingungen zwar hart, aber erst bei den tschechoslowakischen Behörden in Brünn (Brno) durchlebte Julinka ein Stück Hölle auf Erden. Sie hat mir das in einem Brief geschildert:

„Ganze Tage ließen sie mich auf einem Stuhl knien und schlugen mich auf die Fußsohlen. Jaromír Horák, genannt ‚der Gorilla‘, führte das Verhör. Wenn er wütend wurde, packte er mich an den Haaren, schleifte mich hin und her und schlug meinen Kopf abwechselnd gegen Tisch, Schrank und Wand.“ Ursache seiner Wut war, dass Julinka niemanden verraten wollte und jede Zusammenarbeit ablehnte. Sie wussten alles über sie, auch über ihre Liebe zu dem amerikanischen Soldaten, dass sie Zugang zur amerikanischen

Kaserne gehabt hatte und andere Einzelheiten. Dafür hatte Josef Eichler (Deckname „Pepito“) gesorgt, ein Spitzel des kommunistischen Geheimdienstes, der sich im Lager Linz das Vertrauen vieler Flüchtlinge erschlich und Informationen an seine Auftraggeber in der Tschechoslowakei weitergab, was zu vielen Verhaftungen führte.

Julinka musste viel erliden. Nach körperlichen Misshandlungen ließ man die schwangere Frau drei Tage lang ohne Hilfe auf dem nackten Beton einer Arrestzelle liegen. Das empörte sogar das zuständige Gefängnispersonal, das zu dieser Zeit noch nicht an die Methoden der neuen Machthaber gewöhnt war. Erst, als ein älterer Kommandant den Dienst übernahm, wurde sie ins Krankenhaus überführt. Das rettete zwar ihr Leben, aber dem zu früh geborenen Kind konnte niemand mehr helfen. Ärzte und Schwestern waren empört über die Brutalität der Staatssicherheit und kümmerten sich intensiv um Julinka, aber das alles nützte nichts, sie konnte nie wieder Kinder haben. Ihre Haare wurden grau, doch außer zu den Umständen ihrer eigenen Flucht machte sie bei den Verhören keine weiteren Aussagen. Damit endet eigentlich Julinkas Geschichte. Das Leben aber endete nicht. Es ging weiter, gleichgültig gegenüber all den verlorenen Träumen von Freiheit und Liebe.

Sie wurde zu 15 Jahren verurteilt. Davon saß sie elf Jahre ab. Sie lernte alle Gefängnislager kennen, die es in jener Zeit gab. Sie saß in Brünn (Brno), Ruzyně, Pankratz (Pankrác), Jitschin (Jičín), der Kleinen Festung Theresienstadt (Terezín), Lomnice, Königgrätz (Hradec Králove) und schließlich in Pardubitz (Pardubice), wo wir eine kurze Zeit zusammen in der Krankenabteilung verbrachten.

Trotz allem was sie erlitten hatte, war sie unser Sonnenschein. Wenn sie spürte, dass wir niedergedrückt waren, fragte sie: „Womit könnte ich euch aufmuntern? Was könnte ich euch geben?“ – Und da sie sonst nichts hatte, verteilte sie wenigstens Zuckerstücke. Bei unserem letzten Treffen erzählte sie lächelnd, dass ihr Neffe einen Aufsatz mit dem Titel „Meine Tante, die Spionin“ geschrieben hatte. Er erhielt dafür die bestmögliche Note und seine Mitschüler waren von der Erzählung so beeindruckt, dass sie Julinka persönlich kennenlernen wollten. Natürlich ist sie schon lange nicht mehr „die schöne Spionin“, wie sie einst genannt wurde. Aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist, dass auch unsere Kinder auf jemanden stolz sein können.

Ich würde mir sehr wünschen, dass vielen jungen Menschen die Schicksale derer bekannt werden, die gaben, ohne zu nehmen, die kämpften, ohne auf ihre Wunden zu achten und das alles auch dafür, dass spätere Generationen in Freiheit leben können und wissen, dass vor ihnen nicht nur Feiglinge waren, die alles mit sich machen ließen. Hören sie doch heute manchmal,

Julinka Hrušková, genannt Mücke

das tschechische Volk habe in entscheidenden Situationen versagt. Es sei ein Volk, zu dem man sich lieber nicht bekennt, das man besser verleugnet.

Julinka hat ihren amerikanischen Freund Frank nie wieder gesehen. Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Aber unsere „Mücke“ beschwert sich nicht. Sie trägt tapfer alles, was ihr das Leben nimmt oder gibt.

Liduška Buriánová



Dr. Ludmila Buriánová

Liduška stammte aus Mähren und hatte alle Eigenschaften, die man den Bewohnern dieser Region nachsagt – herzlich, fromm, großzügig. Sie war Ärztin. Vor der Verhaftung hatte sie eine Praxis in Neutitschein (Nový Jičín). Zu ihren zwei Brüdern, beide waren katholische Priester, hatte sie ein besonders inniges Verhältnis. Als während der deutschen Besatzung einer der Brüder im Konzentrationslager war, besuchte sie ihn regelmäßig und schickte Lebensmittelpakete, ohne Rücksicht auf damit verbundene eigene Entbehrungen. Der Bruder überlebte.

Niemand ahnte damals, dass ein weiteres totalitäres Regime kommen würde, diesmal für 40 Jahre, welches er nicht überleben würde. 1949 verlas er in Brünn (Brno) öffentlich einen Hirtenbrief¹³, dessen Verbreitung die kommunistischen Machthaber verboten hatten. Er wurde verhaftet, kam durch Amnestie aber nach einem halben Jahr wieder frei. Danach war er Kaplan in Mährisch-Neudorf (Moravská Nová Ves) bei Lundenburg (Břeclav). Von dort flüchtete er nach Wien und betätigte sich als Fluchthelfer für Menschen, denen die Verhaftung drohte. Er wurde in der sowjetischen Besatzungszone Österreichs festgenommen und in die Tschechoslowakei zurückgeschickt. Man brachte ihn nach Ruzyně¹⁴, wo er grausam gefoltert wurde. Er starb 1958 im Zuchthaus von Múrau (Mírov), angeblich an Lungenentzündung.

Liduška wurde eingesperrt, weil sie den Bruder beherbergt und so seine Fluchthelfertätigkeit unterstützt hatte. Für damalige Verhältnisse war die Strafe nicht sehr hoch – nur sechs Jahre. Allerdings saß sie volle fünfeneinhalb Jahre davon ab. Ich lernte sie in Zelis (Želiezovce) kennen, wo sie mit uns auf den Feldern arbeiten musste. Man hatte ihr die Erlaubnis entzogen, als Ärztin zu praktizieren und das änderte sich auch noch Jahre nach ihrer Freilassung nicht. Meine Erinnerungen an sie sind nur undeutlich. Sie war immer sehr still. Ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals irgendetwas auch nur mit einem Wort verletzt hätte.

Sie war mit Anita Tesáčková befreundet und wir wunderten uns darüber, dass die beiden sich so gut verstanden. Anita war ursprünglich Tänzerin gewesen. Sie ertrug ihr Schicksal nur mit großer Verbitterung. Wenn sie explodierte und gegen ihr Los rebellierte, war es Liduška, die sie wieder besänftigte. Anita wiederum dachte sich verschiedene Tricks aus, um mit den harten Lebensbedingungen, denen wir in Zelis (Želiezovce) ausgesetzt waren, fertig zu werden. So hatte sie einmal, als das Quecksilber im Thermometer unter minus 30°C sank und unsere Gesichter bereits vom Frost angegriffen waren, für sich und Liduška aus Stoffetzen merkwürdige Gesichtsmasken genäht. Wir trauten unseren Augen kaum, als diese zwei maskierten Gestalten morgens zum Appell antraten – und die Aufseher waren natürlich auch baff. Anita verteidigte ihre Idee lautstark und ich muss sagen, dass wir sie später sogar nachahmten. Eine abgefrorene Nase trägt nun mal nichts zur Schönheit bei. Anita warnte uns zu Recht, dass es draußen niemanden interessieren würde, unter welchen Umständen wir sie bekommen hatten.

Liduška zog also, abgesehen von diesen eher heiteren Kleinigkeiten, keine Aufmerksamkeit auf sich und mir wäre nichts eingefallen, was man Besonders über sie schreiben könnte.

Ich traf sie an einem unserer Treffen nach der Revolution. Doch auch da blieb sie unauffällig. Inmitten all unserer Begeisterung, unserem Hin- und Herlaufen begrüßten wir uns nur beiläufig. Erst lange danach erfuhr ich eine „Kleinigkeit“ über sie. Man hatte damals ihren Bruder zum Tode verurteilt und Liduška hatte in vollem Ernst ihr Leben für das seine angeboten. Offenbar meinte sie, dass das Leben eines Priesters mehr wert sei als ihr eigenes, obwohl sie damals selbst jung war und das ganze Leben noch vor sich hatte. Ihr Angebot wurde natürlich nicht angenommen und der Bruder wurde schließlich auch nicht hingerichtet. Stattdessen ließen sie ihn langsam im Gefängnis sterben.

Zuerst nahm ich an, dass diese Geschichte gar nicht wahr sei, dass es sich um eine Art Legende handle. Deshalb schrieb ich ihrem Mann und der bestätigte mir alles. Gleichzeitig schrieb er mir, dass Liduška es auch ihm lange Zeit nicht anvertraut hatte. Erst als sie ihn einmal zur Tapferkeit ermutigen wollte, erzählte sie es ihm. Vielleicht wissen nicht einmal ihre eigenen Kinder etwas davon.

Und weil Liduška jetzt schon für immer verstummt ist, musste ich es aussprechen. Hoffentlich wird sie es mir verzeihen – sie war eine von denen, die überhaupt kein Interesse hatten, im Rampenlicht zu stehen.

Tonička Smorádková, Brigitka Fľochová

und unser Weihnachtskonzert



Antonie Smorádková



Brigitka Fľochová

Im Mai 1955 brachten sie mich ins Lager Zelis (Želiezovce). Dort kannte ich niemanden. Sicher haben viele dieses Gefühl der Verlorenheit erlebt, wenn man nach den langen Monaten der Untersuchungshaft, eingesperrt in enge Zellen, plötzlich mit der entgegengesetzten Situation zu kämpfen hatte. Hunderte von unbekannt Menschen, eine neue Umgebung und eine völlig ungewohnte Arbeit, die über die Kräfte ging.

Als ich endlich am späten Abend mit den anderen Neulingen die mir bestimmte Stelle im Zellentrakt erreichte, versuchte ich möglichst nicht daran zu denken, dass hier nun für viele Jahre mein „ständiger Wohnsitz“ sein sollte. Die Zellen waren in ehemalige Schafställe eingebaut worden. Während der Nacht wurden sie verriegelt, obwohl sie weder fließend Wasser noch Toiletten hatten. Unsere Zelle war außerdem lange unbenutzt gewesen. Sie war schmutzig und es liefen Mäuse über den Boden, denen es nichts ausmachte, dass sich eine Katze in einem der Strohlager eingenistet hatte. Gerade in dieser Nacht brachte sie ihre Jungen zur Welt. All das wurde noch ergänzt durch eine Unmenge hungriger, aggressiver Schaben.

Am zweiten Tag wurden wir einem Arbeitstrupp zugeteilt. Frühmorgens ging es los. Es war Anfang Mai, aber die Sonne brannte bereits unbarmherzig. Wir arbeiteten mit kleinen Spitzhacken auf dem Rübenfeld, den ganzen Tag zur Erde gebeugt. Am Abend waren unsere Hände voller Blasen, die Haut von der Sonne verbrannt und im Rücken hatten wir solche Schmerzen, dass wir uns kaum bewegen konnten.

In dieser Situation, als ich mir nicht vorstellen konnte, wie ich das alles ertragen würde, erinnerte ich mich daran, dass mir in Pankratz (Pankrác) die Mitgefangene Marienka Králová vor der Abfahrt gesagt hatte: „Falls sie dich nach Želiezovce bringen, frag nach Brigítka Fľochová.“ Ich fand Brigítka tatsächlich und die übermittelten Grüße ihrer „Komplizin“ reichten, damit sie sich sofort meiner annahm. Sie gab mir Salbe für die Blasen, teilte ihre wenigen Vorräte mit mir und unterstützte mich mit ihren Erfahrungen. Doch am wichtigsten war für mich, dass sie mich mit ihrer Freundin Tonička Smorádková bekannt machte. Ohne zu zögern oder mich auszufragen nahmen sie mich in ihre Gemeinschaft auf.

Beide waren wegen ihrer Tätigkeit in der „Katholischen Aktion“ verhaftet worden. Jeden Sonntag teilten sie das Messbuch und ein kleines Stück Hostie mit mir, das ihre Verwandten während der Besuchszeiten ins Lager schmuggelten. Sie lehrten mich den Rosenkranz¹⁵ beten und hörten sich abends voller Geduld an, was ich vom Tage zu berichten hatte. Kurz gesagt, ich war nicht mehr allein. Wenn ich ihnen danken wollte, wehrte Tonička lächelnd ab: „Ach was, das ist doch gar nichts!“ Beide waren Lehrerinnen, stammten aus der Slowakei und kamen aus armen Familien, die ihnen allerdings das, wie ich finde, überhaupt Wertvollste vererbt hatten – den Glauben an Gott und die Fähigkeit, sich im Leben nach den christlichen Geboten zu richten. Obwohl ich in einer christlichen Familie aufgewachsen war, fiel mir das sehr schwer, besonders wenn es um das Gebot der Nächsten- und Feindesliebe ging.

Auch diese beiden Frauen hatte man in der Untersuchungshaft nicht gerade mit Samthandschuhen angefasst. Es gab vier Arten von Verhörleitern: den väterlichen Typ, den galanten Typ, den „Gymnastiklehrer“ und den „Schläger“. Das Verhör begann meist mit väterlichen Ermahnungen: „Sie sind noch so jung und es ist doch schade um Sie. Es tut mir wirklich leid, dass Sie die besten Jahre Ihres Lebens im Gefängnis verbringen werden“ usw. Wenn das keine Wirkung zeigte, übernahm der galante Typ: „Sie sind eine junge, hübsche Frau, ich ein junger Mann, wir gehören demselben Volk an, wir werden uns doch einigen“ usw. Wenn auch das nichts brachte, kam der „Gymnastiklehrer“. Der war nicht mehr gesprächig, sondern gab

nur noch Befehle: „Aufstehen! Hinsetzen! Kniebeugen machen!“ Der „Schläger“ schließlich schrie nur noch und schlug. Brigítka erzählte, wie es ihr beim „Gymnastiklehrer“ erging. Sie war klein, hatte nicht viel Kraft, aber sie konnte erstaunlich gut durchhalten. Als sie ihr befahlen, Grätschen zu machen und die Zahl ständig erhöhten, wurde sie weder ohnmächtig, noch blieb sie reglos liegen. Der „Gymnastiklehrer“ sagte verärgert: „Die ist stark wie ein Pferd!“ Brigítka hatte noch Mut und Kraft zu antworten: „Ich wusste gar nicht, dass ich in einem Stall bin.“ Zu ihrem Glück wurden zu dieser Zeit die Genossen Schläger nur noch selten hinzugezogen.

Toničkas Eltern waren verstorben. Sie hatte nur noch einen Bruder. Er war der einzige Verwandte, der sie besuchen kam und mit ihm verbinde ich folgende Erinnerung: Besuche waren ein Ereignis, auf das wir uns stets gründlich vorbereiteten. Wir versuchten, uns so gut wie möglich herauszuputzen. Wir bekamen für einen Monat harter Feldarbeit nur 15 bis 20 Kronen. Das war nicht mehr als ein kleines Taschengeld und Tonička opferte einmal ihr gesamtes Ersparnis, um in der Kantine ein Fläschchen billiges Parfüm zu kaufen. Sie arbeitete damals in dem Trupp, der die Schweineställe ausmisten musste. Der Gestank war so überwältigend, dass ihn auch ein Bad nicht vertreiben konnte. Sie kämmte sich also sorgfältig, parfümierte sich und war voller Vorfreude, ihren Bruder angenehm überraschen zu können. Vom Besuch kam sie dann aber ganz niedergeschlagen zurück. Ihrem Bruder war der Duft natürlich gleich aufgefallen, doch hatte er sich sehr darüber aufgeregt: „Wie kannst du nur so leichtfertig sein? Warum kaufst du dir nicht lieber was zum Essen? Wir sparen jede Krone, um deine Lage etwas zu verbessern und du verschwendest das Geld für Parfüm!“ Trotz Toničkas Entschuldigungen und Beteuerungen, es werde nie wieder vorkommen, ging ihr Bruder schrecklich zornig weg. Toničkas Parfüm reichte für mehrere Jahre. Sie benutzte es nur an Sonntagen, nahm immer nur ein winziges Tröpfchen und teilte es obendrein noch mit Brigítka und mir.

Weihnachten 1955 kam näher. Brigítka und Tonička verrieten mir, dass sie im Geheimen ein Weihnachtskonzert vorbereiten würden und fragten, ob ich mich daran beteiligen wolle. Das Ganze wurde von einer Musikprofessorin organisiert. Sie hieß Valeria, den Familiennamen habe ich vergessen. In jener Zeit war es den Lagerinsassen erlaubt, Gitarren oder Geigen zu besitzen. Also spielten alle, die ein Instrument besaßen, während die anderen sangen. Wir übten heimlich in der Waschküche, während zwei von uns Wache standen. Da wir uns aufeinander verlassen konnten, gelang es, alles geheim zu halten. Am Heiligabend wollten wir auch durch unsere Kleidung eine festliche Stimmung erzeugen und so zogen wir trotz Frost die

kurzärmeligen, weißen Sommerjacken an. Wir konnten doch unser Weihnachtskonzert nicht in den hässlichen grauen Wintermänteln aufführen. Kurz vor dem Abendessen traten wir auf dem Hof an. Eine schlug den Gong, der gewöhnlich die Essenzzeit anzeigte. Valeria hob den Taktstock und die ersten Geigentöne erklangen. Die anderen Häftlinge traten erstaunt aus den Baracken und lauschten in vollkommener Stille. Dreistimmig sangen wir abwechselnd immer ein tschechisches und ein slowakisches Lied. Eisiger Schnee fiel und bedeckte unsere Haare. Die nackten Arme froren. Trotzdem hallten unsere Stimmen bis weit in die Ferne. Als wir die Worte sangen: „Uns Arme und Elende freut es ganz gewiss, dass der König der Welt in einer elenden Krippe liegt“, schien es mir, als ob das speziell für uns geschrieben worden sei. Nach der letzten Strophe „Christus der Herr ist geboren, freut euch alle!“ war es ganz still. Selbst die überrumpelten Wärter, die aus ihren geheizten Wohnungen herbeigeeilt waren, schwiegen. Bevor sie Gelegenheit hatten, Einspruch zu erheben, wünschte Valeria allen frohe Weihnachten und Freude über die Geburt des Erlösers. Zum Schluss verbeugte sie sich, wie nach einem richtigen Konzert.

Nach den Feiertagen erzählte uns ein ziviler Angestellter, dass Gesang und Musik weit über das Lager hinaus, bis in das Dorf zu hören waren. Anfangs wusste niemand, woher es kam und eines der Kinder sagte, dass der Gesang wohl vom Himmel käme. Vielleicht waren wir damals wirklich dem Himmel nahe, als wir „arm und elend“, unseres Eigentums, der bürgerlichen Rechte und familiären Bindungen beraubt, im Schnee standen, im stillen, weißen, fallenden Schnee. Der Lagerkommandant hatte allerdings überhaupt kein Verständnis für diese rührende Weihnachtsszene. Er verbot uns ein für allemal jegliche Wiederholung.

Brigitka und Tonička kamen nach Jahren endlich frei. Unsere Freundschaft überdauerte die Jahre im Gefängnis und sie besuchten mich oft in Prag. Da beide ledig blieben und keine Kinder hatten, erinnert sich heute kaum noch jemand an sie. Sie gehören zu den vielen Namenlosen, die sich scheinbar durch nichts ausgezeichnet haben. Wenn Tonička lesen könnte, was ich über sie schreibe, würde sie vermutlich wieder sagen: „Ach was, das war doch gar nichts!“ Ich dagegen denke, dass diese beiden zu denen gehören, die „das Salz der Erde“ sind.

Da sie diese Welt bereits verlassen haben, hoffe ich, dass sie mich an jenem anderen, unbekanntem Ufer erwarten werden, um mir noch einmal ihre helfenden Hände zu reichen, damit ich dort nicht völlig verloren bin.

Greta Makovická, Paní Hadrabová und die schöne stumme Frau

Als sie mich aus der Untersuchungshaft nach Pankratz (Pankrác)¹⁶ brachten, erschrak ich gleich beim Öffnen der Zellentür. Vom Strohlager erhob sich eine alte Frau und klagte laut und händeringend.

„Lassen Sie das, Hadrabová!“ mahnte die Aufseherin, aber Paní Hadrabová¹⁷ machte keine Anstalten aufzuhören. „Ich muss ja wohl klagen, wenn mir alles weh tut! Lasst mich frei. Ich will nach Hause!“

„Sie hätten keine Schandtaten begehen sollen“, entgegnete die Aufseherin schroff. Aber Paní Hadrabová ging sofort zum Angriff über: „Was denn für Schandtaten? Ich hab’ den Frauen doch bloß geholfen. Sagen Sie bloß, Frau Kommandantin, dass Sie sich nie haben helfen lassen?“

Vielleicht hatte Paní Hadrabová ins Schwarze getroffen, denn die Aufseherin verstummte und schloss die Zellentür. Jetzt begannen wir, uns miteinander bekannt zu machen. Es gab da noch eine hochgewachsene, abgemagerte Ungarin. Die Haare hatte sie zu einem Zopf geflochten, der ihr bis zu den Knien reichte. Sie begrüßte mich mit aufrichtiger Freude, weil sie, wie sie mir später gestand, glücklich darüber war, endlich wieder einen normalen Menschen in der Zelle zu haben. Sie hieß Greta Makovická und war vom Staatsgericht¹⁸ verurteilt worden.

Ihr Vergehen muss geringfügig gewesen sein, denn sie hatte „bloß“ drei Jahre bekommen. Und die ließen sich „auf einer Rasierklinge absitzen“, wie man damals sagte. Die dritte Mitgefangene war eine wunderschöne, etwa 30 Jahre alte Frau. Als ich mich vorstellen wollte, reagierte sie überhaupt nicht. Greta schüttelte den Kopf und tippte sich verstohlen an die Stirn.

Die schweigsame Frau hatte ebenfalls keine sehr hohe Strafe (nur so um die fünf Jahre) und wir verstanden nicht, woher ihre stumme Verzweiflung kam. Später erreichten uns verschiedene Gerüchte: Sie sei die Frau eines Staatsanwalts. Ihr eigener Mann habe sie einsperren lassen, weil sie einem Häftling, dem Vater ihres jüngsten Kindes, zur Flucht verholfen hatte und andere solcher Geschichten. Natürlich war das alles durch nichts belegt. Richtig war nur, dass sie mehrere Kinder hatte und das jüngste erst sechs Wochen alt war, als man sie verhaftete. Das verriet uns eine Aufseherin. Die Frau selbst blieb hinter der undurchdringlichen Mauer ihres Schweigens. Sie war auf äußerste Reinlichkeit bedacht, wusch sich sorgfältig, putzte den Zellenboden. Doch alles tat sie wie in Trance. Den größten Teil des Tages verbrachte sie reglos, die Augen starr auf ihre Handflächen gerichtet, als seien sie ein offenes Buch mit einer noch unvollendeten, tragischen Geschichte, von der sie sich nicht losreißen konnte.

Paní Hadrabová war wegen Ausführens illegaler Schwangerschaftsabbrüche vom Landgericht verurteilt worden. Sie besaß das, was man gemeinhin

„Bauernschläue“ nennt. Sie traute niemandem, weder den Aufseherinnen noch uns. Bei jedem Öffnen der Zellentür brach sie in Klagen aus. Täglich verlangte sie nach einem Arzt. Obwohl jedem klar war, dass sie die Beschwerden nur vortäuschte, durfte sie als einzige auch tagsüber liegen bleiben und bekam Diätkost. Einmal kam auf ihr Verlangen der Gefängnisarzt Dr. Provazník und fragte sie, was ihr fehle. Sie begann mit der üblichen Litanie „Alles tut mir weh!“, worauf sie irgendwelche Pillen bekam. „Wogegen sind die?“, fragte sie den Arzt. „Gegen alles“, lautete die knappe Antwort. Da sah ich sie zum ersten Mal sprachlos.

Die Zelle war vom Fenster bis zur Tür sechs Schritte lang. Breit war sie gerade so, dass man vier Strohmatten eng nebeneinander legen konnte. Gezwungenermaßen gewöhnten wir uns aneinander. Besser gesagt, Greta und ich gewöhnten uns und Paní Hadrabová klagte nicht mehr so viel. Auch die stumme Frau lebte in unserer kleinräumigen Gemeinschaft. Doch schienen wir nicht mit einem lebendigen Wesen zusammenzuleben. Sie war viel eher wie eine schöne Statue, stumm und gleichgültig gegenüber allem, was um sie herum geschah.

Wenn sie uns einmal pro Woche zu den Duschen führten und wir nackt durch die Gänge marschieren mussten, empfanden Greta und ich das als abscheulich entwürdigend. Greta löste das Problem, indem sie ihre knielangen Haare öffnete und sich wie in einen Mantel hüllte. Paní Hadrabová lehnte das Duschen kurzerhand mit dem Hinweis ab, dass sie überall Schmerzen habe. Die stumme Frau ging widerstandslos, ohne Scheu, schön und unbeteiligt. Sie würdigte niemanden eines Blickes, als ob die, welche uns bewachten, überhaupt keine Menschen wären, sondern bloß Wachhunde, die in ihr keine Gefühle der Verlegenheit hervorrufen könnten. Ebenso gleichgültig, mit einem Achselzucken, erlaubte sie mir nach dem Duschen, einige Frisuren an ihr auszuprobieren. Ich drehte ihre dichten, dunklen Haare auf Stoffwickel, die ich aus Streifen eines Gefängnishemdes hergestellt hatte – für diesen „Verstoß“ wurde ich einmal fast in den Arrest geschickt. Das Ergebnis meiner Frisierkunst war erstaunlich. War sie schon mit glattem Haar wunderschön, so konnte sie es gelockt mit jedem Filmstar aufnehmen. Allerdings erinnerte sie mehr an die Schönheit antiker Marmorfiguren, die in vollkommener Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, hochgewachsener Gestalt und vollendeter Form der Hände ihren Ausdruck findet. Nichts von dem, was anderen Frauen Reiz verleiht, belebte sie. Nichts Sanftes, Rührendes oder Kokettes war an ihr. Man suchte vergebens die Andeutung eines Lächelns oder einer zornigen Erregung. Selbst die Aufseherinnen nannten sie „Die Schöne“, aber es war eine kalte, wie vom Tod berührte Schönheit.

In Pankratz (Pankrác) hatte ich die ruhigste Zeit meiner Gefangenschaft. Die Untersuchungshaft war beendet und damit auch die ständige Anspannung, die Angst vor den Verhören, das Verbinden der Augen, das Stehen mit dem Gesicht zur Wand, das während der ganzen Nacht brennende Licht und andere „Annehmlichkeiten“. Noch waren wir nicht zur Arbeit eingeteilt und so lebten wir ein halbes Jahr lang zwar in sehr beengten Verhältnissen, aber mit Zeit im Überfluss.

Als das Ende des Jahres 1954 nahte, beschlossen Greta und ich, am Silvesterabend für etwas Vergnügen zu sorgen. Unsere Stimmung war gut. Im nächsten Jahr sollte zum zehnjährigen Jubiläum der Beendigung des Zweiten Weltkriegs eine Amnestie ausgerufen werden und wir zweifelten nicht daran, dass sie auch uns betreffen würde. Wir dachten also damals irrtümlich, es wäre unser erster und letzter Silvesterabend im Gefängnis. Unsere Möglichkeiten, eine solche Feier zu gestalten, waren allerdings dürftig. Wir mussten ganz allein für die Unterhaltung sorgen. Das Abendessen bekamen wir schon am späten Nachmittag, dann überließ man uns unserem Schicksal.

Nach dem Essen begannen wir einander Geschichten zu erzählen. Auch die alte Paní Hadrabová hatte etwas Bemerkenswertes beizutragen. In ihrem Gewerbe half sie nämlich nicht nur denen, die eine unerwünschte Schwangerschaft loswerden wollten, sondern auch denen, die es nicht schafften, in andere Umstände zu kommen. Stolz schilderte sie uns die Heilmethode, die sie bei einer Nachbarin angewandt hatte:

„Sie war schon mehrere Jahre verheiratet und es war immer noch nichts. Dabei wünschte sich ihr Mann sehr, dass sie Kinder bekam. Schon wurde er von den Männern im Dorf ausgelacht. Einige boten sich sogar an, sie würden für ihn einspringen, wenn er Hilfe brauche. Ich gab ihr einen Rat. Im Nachbardorf lebte ein Mann, der schon fünf Kinder hatte. Für seine Frau war es eine ständige Plackerei. Ich organisierte es also, dass meine Nachbarin und der Mann sich bei mir treffen konnten. Es klappte. Nach zwei Monaten hatte sie, was sie wollte. Sie bekam einen gesunden, starken Jungen und ein Jahr darauf noch einen! Ihr Mann hatte natürlich keine Ahnung. Er war sehr glücklich. Sie übrigens auch und den Leuten hatte sie das Maul gestopft. Aber glauben Sie ja nichts Falsches! Sie war eine brave, ordentliche Frau, die ihrem Mann danach nie wieder untreu war.“

„Aber“, wandte ich ein, „das war doch eine Sünde, den eigenen Mann so zu betrügen, ihn ein fremdes Kind aufziehen zu lassen.“

„Was denn für eine Sünde?“ fragte Paní Hadrabová zornig. „Es hat doch nie jemand etwas erfahren! Sie plappern wie eine junge, unerfahrene Göre!“

Wie viele Kinder haben Sie erzogen? Heute sind die beiden Jungen schon erwachsen. Sie sind sehr geschickt. Die Eltern haben große Freude an ihnen. Und der Herrgott hat sicher Verständnis dafür. Was sollte er denn da bestrafen? Ich hab doch bloß eine gute Tat vollbracht!“

„Das war sicherlich nicht gratis“, konnte ich mir nicht verkneifen einzuwenden. Aber damit hatte ich Paní Hadrabová fast beleidigt.

„Das ist doch selbstverständlich, aber wissen Sie, wie viel die arme Frau vorher für all die Ärzte ausgegeben hat? Da hab ich sie nicht einmal die Hälfte gekostet!“ Ich schüttelte den Kopf über diese gute Tat, aber Greta nickte verständnisvoll:

„Du kannst dir nicht vorstellen, wie schwer es ist, auf dem Dorf zu leben. Die Menschen sind manchmal so böse und man kann vor ihnen nirgendwohin fliehen. Es macht mir keine Mühe, diese Geschichte zu verstehen. Ich will euch erzählen, wie ich die Leute ausgetrickst habe. Ich stamme aus einem kleinen slowakischen Dorf, war ein Einzelkind und wuchs in einigermaßen guten Verhältnissen auf. Als ich erwachsen war, bekam ich Arbeit auf dem Postamt in einer nahegelegenen Kleinstadt. Es fehlte mir an nichts, nur etwas störte mich immer mehr: Ich war immer noch ledig. In der Gegend gab es nur wenige Männer und die vorhandenen kamen nicht in Frage. Mit der Zeit lachten die Leute über mich, nannten mich eine alte Jungfer. Selbst die Kinder riefen es mir nach. Bald konnte ich am Abend nicht einmal mehr ausgehen, bis auch einmal mich das Glück traf. In's Dorf kamen tschechische Landvermesser und suchten eine Unterkunft. Mein Vater bot einem von ihnen ein Zimmer in unserem Haus an. Es war ein hübscher junger Mann, jünger als ich, bald wurden wir Freunde. Er erzählte mir, dass er in Böhmen ein Mädchen hat, das auf ihn wartet. Ich wusste also, dass jeder Annäherungsversuch vergeblich wäre. Mir kam aber ein Einfall. Ich gestand ihm offen, was mich plagte, und schlug ihm eine Art Geschäft vor. Es war notwendig, dass ich wenigstens für eine gewisse Zeit verheiratet war. Er würde von mir für eine Scheinheirat einen bestimmten Geldbetrag erhalten. Nach einem Jahr würde ich dann selbst die Scheidung beantragen. Verständlicherweise zögerte er, stimmte aber schließlich zu. Eher im Scherz unterschrieben wir sogar heimlich einen Vertrag über die Konditionen dieser Ehe und wir hielten uns dann auch genau daran. Natürlich heirateten wir nur auf dem Standesamt, wir wollten beide freie Hand haben für eine zukünftige kirchliche Trauung. Nach einem Jahr bat ich in aller Stille um die Scheidung. Niemanden wunderte das. Ich sagte einfach, mein Mann sei nach Böhmen abgereist und vernachlässige mich. Ich weiß nicht, ob das jemand auffällig fand. Jedenfalls hatten wir den Lästern das Maul gestopft. Viele beneideten

mich sogar, dass ich mir so einen Prachtkerl geangelt hatte. Und nie mehr konnten sie über mich spotten, ich sei eine alte Jungfer.“

„Und sind Sie eine?“ fragte Paní Hadrabová sachlich. Greta nickte mit einem Seufzer.

„Der gemeine Kerl“, legte Paní Hadrabová los, „was hätte es ihm denn ausgemacht ...“

Aber die folgenden Worte wurden von einem plötzlichen, heftigen Lachen der stummen Frau übertönt. Sie lachte, bis ihr die Tränen über die Wangen rannen. Sie wand sich in immer neuen Lachkrämpfen, als sei in ihr ein Damm gebrochen, als könne nichts der Flutwelle Einhalt gebieten. Wir lachten zuerst mit ihr, aber dann begannen wir zu erstarren. Wir begriffen, dass dieses Lachen kein Ausdruck von Fröhlichkeit war, dass vielmehr etwas Ungesundes darin steckte. Erst als sie völlig erschöpft war, hörte sie auf. Ich versuchte, das betretene Schweigen zu durchbrechen, und schlug vor, dass wir miteinander etwas singen könnten. Nach Erzählen war uns nämlich nicht mehr zumute. Wir begannen also zu singen. Nach einer Weile bat ich die stumme Frau, auch sie solle uns doch etwas vorsingen, vielleicht irgendeines ihrer Lieblingslieder. Wir wüssten doch, dass sie nicht wirklich stumm sei. Außerdem müsse sie ja nicht reden, singen wäre genug. Sie überlegte. Plötzlich begann sie mit einer wunderbaren, vom langen Schweigen etwas belegten, tiefen Stimme das Lied „Der letzte Becher“¹⁹ vorzutragen. Wir applaudierten und versuchten sie in ein Gespräch zu verwickeln, aber wir hatten wohl gerade ihren Schlussakkord gehört. Kein Wort bekamen wir mehr aus ihr heraus.

Nach dem Abendbrot, als Greta und Paní Hadrabová eingeschlafen waren, bemerkte ich, dass die stumme Frau wach war. Ihre Augen irrten fieberhaft über die kahlen Wände der Zelle. Ein letztes Mal versuchte ich es und drang flüsternd auf sie ein: „Sag’ mir, was ist dir zugestoßen? Haben sie dich schlecht behandelt? Haben sie dich geschlagen?“ Sie wandte den Kopf ab, schloss die Augen und mir schien es in diesem Augenblick, als ob sie für immer alle Türen hinter sich verriegelte.

Im neuen Jahr verlegten sie uns auf verschiedene Zellen. Wir haben uns nie mehr getroffen. Nur noch während des Freigangs sahen wir uns manchmal aus der Ferne. Die stumme Frau wurde immer magerer und abwesender. Die Mädchen aus ihrer Zelle tippten sich an die Stirn.

Die erhoffte Amnestie wurde zwar verkündet, betraf uns (vielleicht mit Ausnahme von Paní Hadrabová) aber nicht. Später stellte ich vergebens Erkundigungen über die stumme Frau an. Sie war in kein Lager überführt worden, niemand wusste von ihr. Erst zwei Jahre später brachten sie eine

alte Prostituierte in das Lager von Zelis (Želiezovce). Sie kam aus einer psychiatrischen Heilanstalt. Mit schrillen Worten schilderte sie, wie sie Zeugin wurde, als eine auffallend schöne Frau in der Anstalt Selbstmord beging. Es habe sich offenbar um eine politische Gefangene gehandelt. Man habe ihr nach der Ankunft in der Klinik den Kopf geschoren, weil sie in Anfällen des Wahnsinns an ihren Haaren zerrte.

Die Beschreibung passte genau auf die stumme Frau, aber ich habe nie den Mut gehabt herauszufinden, ob sie es wirklich gewesen ist. Vorher, als ich noch in Pankratz (Pankrác) saß, hatte ich ihren Namen und den Namen ihrer Kinder erfahren. Und er stimmte tatsächlich mit dem Namen eines damals berühmten Staatsanwalts überein. Wenn ich an sie denke, so will ich mir nicht vorstellen, wie sich die wunderschöne, stumme Frau in eine Wahnsinnige ohne Haare verwandelte, ohne die langen Haare, die ich so oft gekämmt habe und die sich über ihrer Stirn kräuselten wie ein dunkler Heiligenschein.

Ist sie gegen ihr eigenes Gewissen schuldig geworden oder litt sie unter den Folgen einer Psychose, weil man sie brutal von ihrem Neugeborenen trennte? Seit 40 Jahren, wenn ich für die stets wachsende Zahl unserer Mädchen bete, die bereits gestorben sind, nenne ich sie immer nur die schöne stumme Frau. Ihr letzter Becher war voll Bitternis, als sie ihn bis zur Neige austrank. In einem Gedicht habe ich versucht, an ihre Gestalt zu erinnern:

Sie schien mir
wie ein Weiher im tiefen Wald
aus dem Schlick erhob sich
einer Blume gleich
ihre schöne reine Hand
wie eine blaue Libelle
bebt ihr Blick
nach unten gebannt.



Vlasta Charvátová, 1949 vor der Verhaftung

Um einen spannenden Roman zu verfassen, würde es ausreichen, einfach die Lebensgeschichte von Vlasta Charvátová aufzuschreiben. Nichts müsste aus der Fantasie hinzugefügt werden, eher würden die Leser den Autor wohl verdächtigen, er habe seiner Einbildungskraft keine Zügel angelegt, denn es sei doch unmöglich, dass ein einzelner Mensch all das überstehen kann.

Vlasta verbrachte Kindheit und Jugend in einer ruhigen, gebildeten Welt. Ihr schlanker Wuchs und die wunderschönen, feinen Gesichtszüge hatten etwas Aristokratisches, was auch durch die Gefängnis­kleidung nicht entwertet wurde. Ihr Vater arbeitete im diplomatischen Dienst. Die Familie lebte einige Zeit in Frankreich, wo Vlasta auch ihre Schulausbildung begann. Das Französische wurde ihre zweite Muttersprache.

Zum Zeitpunkt der kommunistischen Machtergreifung studierte sie an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität Komparatistik, vergleichende Literaturwissenschaft, bei Professor Václav Černý.²⁰ Sie war mit Josef Charvát verheiratet und hatte einen kleinen Jungen namens Peter.

Nach dem Februarputsch wurden Vlasta und ihr Mann Mitglieder einer Widerstandsgruppe, die einen Umsturz zur Wiederherstellung der Demokratie plante. Da die Aktion jedoch schon in ihrer Anfangsphase verraten wurde, verhaftete man sie am 17. Mai 1949 zusammen mit den anderen Mitgliedern der Gruppe. Verhört wurde sie in Pankrätz (Pankrác). Über die Art und Weise solcher Verhöre erfährt man heute nur wenig und selbst wenn man bereit ist darüber zu schreiben, fällt es schwer, weil man sich schämt, dass die Angehörigen des eigenen Volkes zu so etwas fähig waren.

Das Ehepaar Charvát wurde von einem berüchtigten und gefürchteten Kommissar namens Pešek verhört. Er schlug Vlasta mit einem Gummiknüppel solange auf die Fußsohlen, bis sie das Bewusstsein verlor. Er tauchte ihren Kopf unter Wasser, legte ihr Stachelarmbänder an, trat sie oder befahl seinen Männern, sie zu treten. Das Schlimmste war allerdings, dass er, sobald er mit einer ihrer Antworten nicht zufrieden war, vor ihren Augen auf ihren Mann einschlug. Ebenso bemühte er sich, sie als Frau zu erniedrigen. Er schickte sie für zehn Tage in die Dunkelzelle, wo sie vollständig entkleidet ausharren musste. Er verweigerte ihr die Erfüllung hygienischer Bedürfnisse und als sie ihm sagte, dass sie wahrscheinlich schwanger sei, erwiderte er, es sei besser, wenn sie von selbst verrecke, dann müsse man sie nicht hängen.

Nach all der Qual kam endlich die Gerichtsverhandlung. Es wurden sechs Todesurteile ausgesprochen. Unter den sechs Verurteilten war auch ihr Mann, Josef Charvát. Über den düsteren Tag, als das Urteil vollstreckt wurde, schrieb mir Vlasta später:

„Die Zellen waren schon verriegelt und nur schwach beleuchtet. Es war im November und draußen bereits dunkel, aber niemand durfte sich hinlegen. In der Zelle gab es für 15 bis 20 Frauen nur zwei Stühle. So hockten wir auf den Strohmatten. In diesen überfüllten Zellen des Gerichtsgebäudes wartete man nur. Niemand wusste worauf, niemand wusste wie lange. Ein

Schlüssel klirrte im Schloss. Man rief eine von uns nach draußen. Der magere Finger einer Aufseherin wies auf ihre schwankende Gestalt und eine schrille Stimme rief ihr nach:

„Wenn diese Frau nur etwas Anstand im Leib hätte, wäre sie schon längst verrückt geworden!“

Wir verstanden. Es war offenbar der letzte Wunsch eines der Verurteilten, diese Frau zu sehen. Im Morgengrauen würde man sie an den sechs vorbereiteten Galgen aufhängen. Die Wärter zählten sie an den Fingern ab: Prokeš, Janda, Borkovec, Čančík, Polesný, Charvát – mein Mann! Sie waren die letzte Gruppe, der man noch den Besuch eines Priesters erlaubte, später war das nicht mehr möglich.²¹ Der mutige Monsignore Tylínek²², der in der Zeit des Nationalsozialismus selbst politischer Gefangener gewesen war, begleitete alle, die es wünschten. Danach stellte er im Pfarramt Totenscheine aus. Die Angst der Hinterbliebenen, selbst in die Fänge der Staatssicherheit zu geraten, war in einigen Fällen so groß, dass sie es nicht wagten, den Totenschein abzuholen, ja nicht einmal, an der Totenmesse teilzunehmen. Beim letzten Treffen, das man uns gestattete, waren auf Josefs Wunsch Mitglieder meiner Familie anwesend. Auf diese Weise wollte er mir den Abschied erleichtern und mir zeigen, dass ich nicht ganz allein zurückbleibe. Unser kleiner Sohn Peter weinte unaufhörlich und streckte dem Vater die Händchen entgegen, so als wüsste er, was passieren würde. Bei diesem Besuch sah ich auch Eman Čančík wieder. Von ihm ging, wie auch von meinem Mann, eine eigentümliche Ruhe aus. Es war wie ein Leuchten von innen. Die beiden Männer lebten schon zwischen hier und dort, dem anderen Ufer.

„Schluss!“ befahl jemand und ich fragte Josef mit den Augen, was er mir noch sagen wolle. Er flüsterte:

„Lebe wie eine Christin ...“

Und das habe ich versucht. Die Uhr auf dem Pankratzer Turm schlug die Stunden und jeder Schlag schnitt in mein Herz. Wenn die fünfte Stunde schlägt, werden sie die erste Schlinge zuziehen und dieser erste wird mein Josef sein ...“

Josefs Mutter und sein Schwager hatten den Mut, von den Mördern einen Totenschein zu verlangen. Vlasta bewahrt ihn auf – ein bedeutsames Dokument jener Zeit, in der die Kommunisten zynisch verkündeten: „Wo gehobelt wird, da fallen eben Späne.“

Vlasta bekam lebenslänglich. Sie war damals 24 Jahre alt. Um jeden Irrtum auszuschließen, schrieb ein eifriger Richter mit dickem Stift unter das Urteil: „Die Strafe endet mit dem Tod.“ Mit diesen Aussichten betrat sie (genau wie Dáša, Merina, Julinka und hunderte andere) den unendlichen,

entbehrungsreichen Weg der Gefängnislager. Dieser Weg führte sie von Pankratz (Pankrác) nach Kuttenberg (Kutná Hora), Leitmeritz (Litoměřice) und Pardubitz (Pardubice), wo sie sich an der „Hamarskøld-Petition“ beteiligte. Diese Aktion bestand darin, dass zwölf Häftlingsfrauen Protestbriefe an die UNO, namentlich an den Generalsekretär Dag Hammarskøld²³ schickten. In den Briefen wurden die Verhältnisse in tschechoslowakischen Gefängnissen geschildert und um Hilfe gebeten. Die Frauen wurden schwer bestraft. Sie mussten zwei Jahre Isolationshaft in Pankratz (Pankrác) verbringen. Vlasta blieb dann doch nicht bis zu ihrem Tode im Gefängnis. Als die politischen Verhältnisse etwas liberaler wurden, setzte man ihre Strafe auf 25, dann auf 20 und schließlich auf 15 Jahre herab. 1963 wurde sie nach genau 13 Jahren und fünf Monaten Haft entlassen.



Vlasta Charvátová,
1963 nach der Entlassung

Nach ihrer Rückkehr arbeitete sie zuerst als Putzfrau. Später machte sie in Abendkursen einen Abschluss als Laborantin. Man hätte meinen können, das Schlimmste habe sie nun überstanden. Sie heiratete einen ehemaligen politischen Häftling und als es schien, dass sie im normalen Leben angekommen war, erwartete sie ein neuer, grausamer Schicksalsschlag. Ihr Sohn Peter nahm sich im Alter von 19 Jahren das Leben. Was war wohl mit diesem Kind geschehen, als es ohne Vater aufwachsen musste und die Mutter nur bei kurzen Gefängnisbesuchen sehen konnte? Der seelische Sturm muss in dem jungen Mann so stark gewesen sein, dass er schließlich sein Leben wie einen jungen Baum entwurzelte.

Nach der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ 1968 emigrierten Vlasta und ihr Mann in die Schweiz. Das fremde Land war viel freundlicher zu ihr als die eigene Heimat. Ohne Mühe fand sie eine gute Stelle als Laborantin und als ihr Mann schwer erkrankte, nahm sie unbezahlten Urlaub, um ihn

bis zum Tode pflegen zu können. So war sie nun zum zweiten Mal Witwe. Sie beschloss, den nächsten Urlaub in Gambia zu verbringen und es gefiel ihr dort so gut, dass sie in den folgenden 16 Jahren immer wieder dahin zurückkehrte. Sie verliebte sich in das kleine westafrikanische Land und seine Bewohner. Diese einfachen Menschen schienen tatsächlich die Gabe zu haben, Gott zu fühlen. Sie identifizierten ihn nämlich mit der Natur, der Sonne, dem Wasser und allen Gaben der Erde. Erst kürzlich erzählte Vlasta von der Begegnung mit einem Kind, das nach dem Fund einer Kokosnuss herumsprang und Gott ein Dankeslied dafür sang, dass er die Kokospalmen wachsen ließ. Lange hatten wir nur spärliche Informationen über Vlastas neues Leben. Es hieß, sie sei Missionarin geworden, wäre zur Königin irgendeines Stammes gemacht worden und habe einen schwarzen Jungen adoptiert ...

Die Wirklichkeit war weniger geheimnisvoll. Der angeblich adoptierte Junge – er hieß Ebrima (Abraham) – war nur einer von vielen jungen Leuten, die sie dort liebgewonnen hatte und tatkräftig unterstützte. Sie gab ihnen keine Almosen, sondern teilte mit ihnen. Wenn jemand sie „Mama“ nannte, hatte sie nichts dagegen. Diese wahrhaft innigen, mütterlichen Beziehungen sind bis heute die Freude ihres Lebens.

1995 kehrte sie nach Prag zurück. Sie lebt allein und ihr Gesundheitszustand ist nicht gut. Der einzige Mensch, der sich regelmäßig und aufopfernd um sie kümmert, ist ihre langjährige Freundin aus dem Gefängnis, Merina Jandová. Von uns anderen ist eigentlich niemand mehr in der Lage, irgendwelche Hilfe anzubieten. Wir sind nämlich alle inzwischen in jenen seltsamen Lebensabschnitt eingetreten, wo man noch nicht dort am jenseitigen Ufer ist, aber auch nicht mehr ganz im Diesseits. Auch die Jüngsten von uns haben meist ihren 70. Geburtstag schon hinter sich. In diesem Alter beginnt der Mensch, seine körperliche Seite wie einen abgetragenen Mantel wahrzunehmen, der an einigen Stellen dauerhaft beschädigt ist. Bevor ihm gestattet wird, dieses alte Kleidungsstück für immer abzulegen, ist er gezwungen, sich ganz allein mit Schmerzen und all den Gebrechen herumzuschlagen, die viel Zeit in Anspruch nehmen.

Für Vlasta ist das Hier gleichbedeutend mit lebenslangen Erinnerungen an Gefängnis und Folter, an die Hinrichtung ihres Mannes und den Selbstmord ihres Sohnes. Aber es enthält auch das Licht der Liebe zwischen ihr und den „Adoptivkindern“. Sie darf wohl die berechtigte Hoffnung haben, dass sie am jenseitigen Ufer von dem Leuchten empfangen wird, welches sie an jenem düsteren 4. November 1949 an ihrem Mann erblickte. Hat sie doch seinen letzten Wunsch erfüllt und sich bemüht, als Christin zu leben.

Merina Jandová



Marie Jandová

Merina Jandová war unter unseren Mädchen eine ganz besondere Erscheinung. Ich lernte sie erst 1957 kennen. Da war sie eine wohlgestaltete, junge Frau mit einem blassen, aber hübschen Gesicht. Sie hatte zu dieser Zeit bereits acht Jahre abgesessen. Außergewöhnlich war nicht ihr Aussehen (damals gab es viele blasse, junge Frauen im Gefängnis). Es war die ungewöhnliche Art, mit der sie sich gegen Gewalt zur Wehr setzte.

Die anderen Frauen hielten sich auch in den schlimmsten Momenten zurück. Sie empfingen die Schläge und Erniedrigungen ohne Gegenwehr und versuchten, ihre Würde zu bewahren. Merina aber antwortete auf Schläge mit Schlägen und das nicht etwa nur symbolisch, sondern so, dass es ihr Gegner noch lange im Gedächtnis behielt. Sie war ein ungezähmtes, wildes Junges, nicht abgerichtet durch Besonnenheit und Vorsicht. Nie ließ sie sich irgendein Hintertürchen offen. Sie ging mit dem Kopf durch die Wand, schaute nicht auf die Folgen und schon gar nicht darauf, wie ihr Verhalten beurteilt wurde.

Merina, in Prag geboren, war die Älteste von fünf Geschwistern. Die Mutter war Lehrerin, der Vater Kraftfahrer. Später zog die Familie nach Südböhmen, wo Merina bis heute lebt. Man verhaftete sie im Alter von 17 Jahren im Zusammenhang mit der konspirativen Widerstandstätigkeit ihres Onkels, einem Berufssoldaten, der Kommandant eines Flughafens war. Neun Monate lang wurde sie von der militärischen Abwehr verhört. Danach übergab man sie der Staatssicherheit in Prachatice und sagte ihr, sie sei „eine Sau, die Glück hat, noch nicht 18 zu sein“, weil man sie sonst aufgehängt hätte.

Diese Gefahr war ganz real, wurde sie doch trotz ihrer Minderjährigkeit zu 18 Jahren Haft verurteilt. Sie hatte damals noch nicht einmal das Abitur gemacht. Als man sie einmal beim Verhör der Staatssicherheit vom Stuhl stieß, blieb sie liegen, bis sie mit Gewalt wieder aufgehoben wurde. Dann folgte eine Szene, wie man sie dort wohl weder vorher noch nachher je erlebt hat. Der Kommissar schlug sie so heftig, dass sie auf den glühenden Heizkörper fiel und sich Nase und Handgelenk verbrannte, die Narben sind heute noch sichtbar. Den weiteren Verlauf schildert sie selbst so: „Es war nicht so sehr der schreckliche Schmerz, der mich wütend machte, es war das Bewusstsein, durch seine Schuld für immer entstellt zu sein. Ich packte die Schreibmaschine, die auf dem Tisch stand und warf sie dem Kommissar mit solcher Wucht an den Kopf, dass er das Bewusstsein verlor.“

Seit diesem Vorfall verhörten sie Merina nur gefesselt oder in Handschellen. „Hattest du keine Angst, dass sie dich umbringen?“ fragte ich, denn in der damaligen Zeit kam ein solches Verhalten dem Selbstmord gleich. „Daran hab’ ich gar nicht gedacht“, antwortete Merina. „Aber du hast Recht, ich war Zeuge, wie sie einen gesunden Mann zum Verhör führten und danach trugen sie ihn in einer Decke weg. Er war wegen versuchter Republikflucht verhaftet worden. Beim Verhör fügten sie ihm solche Verletzungen zu, dass er nie wieder seine geistige Gesundheit erlangte. Das habe ich erst später, nach meiner Entlassung erfahren. So haben sie den eigentlich nur zu zweijähriger Haft Verurteilten lebenslänglich bestraft.“

Als Merina zu 18 Jahren hinter Gittern verurteilt wurde, begann für sie die übliche Wanderung durch die verschiedenen Gefängnisse des Landes. Es waren Kuttenberg (Kutná Hora), Jitschin (Jičín), Neupaka (Nová Paka), Königgrätz (Hradec Králove) und Chrudim. Zum Lager in Chrudim gehörte auch die Ziegelfabrik in Tuněchody. Die Arbeit dort war besonders schwer, die Karren mussten zu den Öfen transportiert werden und die Arbeitsnormen waren hoch. Eigentlich sollten hier nur Häftlinge arbeiten, deren Strafe weniger als zwölf Jahre betrug. Der dortige Kommandant Kotýza

kam schon nach einem halben Tag zu dem Schluss, dass Merina eine Strafe wegen Nichterfüllung der Norm verdient habe. Er strich ihr für ein halbes Jahr alle Vergünstigungen – das war vor allem das Recht auf Briefwechsel – und bestimmte, dass sie drei Monate lang nur halbe Essenrationen erhalten durfte. Darüber hinaus sollte der Zucker beschlagnahmt werden, den sie sich von ihrem Taschengeld gekauft hatte. Merina aber aß den Zucker lieber auf der Stelle auf, als ihn herauszugeben. Sie begann einen Hungerstreik und trank nur noch Wasser. Am neunten Tag kamen zwei Männer in weißen Kitteln mit einem Schlauch und der offensichtlichen Absicht, sie zwangsweise zu ernähren. Sie sprachen mit ihr wie mit einer Geisteskranken, doch Merina bewahrte diesmal die Ruhe und erklärte ihnen ganz vernünftig, warum ihr Verhalten berechtigt sei. Unter anderem wies sie darauf hin, dass die Arbeit in der Ziegelfabrik nur für Gefangene mit Strafen bis zu zwölf Jahren vorgesehen sei. Überraschenderweise akzeptierten die Männer ihre Argumente und zogen ab. Möglicherweise, dachte Merina, waren es zivile Ärzte.

Gleich darauf kamen dann aber fünf StB-Leute²⁴ und ein Häftling namens Opleš, ein Tscheche, der schon für die Deutschen als SS-Mann gearbeitet hatte. Sie wickelten Merina in eine Decke und schleppten sie weg. Sie sollte eine Spritze bekommen, wehrte sich aber mit Händen und Füßen. Dabei kam es zu dem Ereignis, durch das sie wirklich berühmt wurde und von dem ich schon gehört hatte, bevor ich sie persönlich kennenlernte. Bei dem Handgemenge setzte sich einer der Schergen (möglicherweise nicht mal mit Absicht) auf ihr Gesicht. Merina war damals jung, hatte starke, gesunde Zähne und so biss sie ihn mit voller Kraft. Sie kam durch Stoff und Haut bis ins Fleisch. Der heldenhafte Genosse schrie auf, die anderen erschrakten, lockerten den Griff und sie entwischte ihnen in eine Ecke des Raumes. Dort trat sie auf jeden ein, der sich ihr näherte. Der Biss war so tief, dass er lange nicht verheilte. Doch Kommandant Kotýza brachte die Geschichte nicht vor Gericht. Es war ihm wohl zu peinlich, erklären zu müssen, wie eine solche Verletzung zustande kommen konnte. Noch peinlicher wäre es wohl auch gewesen, für diesen „heldenhaften Einsatz“ eine Auszeichnung zu vergeben. Kotýza beschränkte sich darauf, Merinas Vater vorzuladen, schließlich war sie ja nach den damaligen Gesetzen noch nicht volljährig. Doch ihr Vater sagte bloß: „Sie weiß sehr gut, warum sie das getan hat.“

Das Gefängnisleben ging weiter. Merina arbeitete in Chrudim und an anderen Orten in Wäschereien, Küchen, Webereien und erfüllte alle Pflichten eines modernen Sklaven. Aber wie die meisten, vor allem der jungen Mädchen, ließ sie keine Gelegenheit aus, mit ein paar Späßen etwas Abwechslung in den grauen Gefängnisalltag zu bringen. So erinnert sie sich bis heute, wie

sie in Chrudim, wo sie in der Küche unter anderem auch Fleisch für die Hunde kochten, einen Wachhund so abgerichtet hatten, dass er ihnen aus dem Hühnerstall der Aufseher regelmäßig ein Hühnchen brachte. Bei einer Kontrolle mussten sie dann einmal ein gekochtes Huhn unter der gebügelten Wäsche verstecken. Oder als sie mit Krepp-Papier arbeiteten, das beim Nasswerden abfärbte. Damals schnitten sich alle Mädchen die Haare ganz kurz und färbten sie rot. Was gab das für einen Spaß, als die Aufseher sie am nächsten Morgen nicht mehr voneinander unterscheiden konnten.

Vielleicht erscheinen solche Streiche einigen „Zivilisten“ als Ausdruck verspäteter Pubertät. Welcher Außenstehende kann schon begreifen, dass dafür all die harten, damals üblichen Disziplinarstrafen riskiert wurden. Aber man muss sich bewusst machen, dass einige der Mädchen, die zu zehn, fünfzehn oder zwanzig Jahren verurteilt waren, ins Gefängnis kamen, bevor sie Zeit hatten, erwachsen zu werden, dass für sie das Leben stehen blieb.

Allerdings lachten wir nicht nur auf Kosten der Aufseher. Wir hatten auch untereinander genug komische Situationen. Bei unserem letzten Zusammentreffen erinnerte mich Merina an eine Begebenheit, die wirklich nur im Gefängnis passieren konnte. Ich muss vorausschicken, dass in Pardubitz (Pardubice) die Zellen über Nacht nicht abgeschlossen wurden, da sich die Toiletten in einem separaten Raum am Ende des Ganges befanden. Darüber freute ich mich sehr. Man sieht, wie wenig der Mensch manchmal zu seinem Glück braucht. Doch die Sache hatte einen Haken. Die Toiletten waren in zwei Reihen einander gegenüber angeordnet und hatten keine Türen, so dass uns selbst an diesem Ort kein bisschen Privatsphäre gelassen wurde. Aber weil es der einzige Ort war, wo die Wärter nicht ohne Vorwarnung auftauchten, konzentrierten sich dort all unsere verbotenen Tätigkeiten, wie Lernen, Debattieren, Rauchen, Kochen usw. Nie gewöhnte ich mich daran, mit jemandem diskutieren zu müssen, der mir nicht in einem Lehnstuhl gegenüber saß, wie sich das für zivilisierte Leute gehört, sondern auf einer WC-Schüssel hockte. Aber viele unserer Mädchen schienen mit der Zeit aufgehört zu haben, diesen kleinen Mangel wahrzunehmen.

Damals machten uns die Ratten das Leben schwer. Es gab ganze Nester davon und so geschah es einmal, dass eines der Mädchen, während es sich auf etwas anderes konzentrierte, plötzlich schreiend von der Toilette aufsprang und schrie: „Hilfe! Hilfe! Eine Ratte hat mich gebissen!“. Die anderen umringten sie und waren bereit, das Tier zu fangen und zu töten. Doch von der Ratte gab es keine Spur. Nur die Betroffene klagte immer noch. Schließlich stellte sich heraus, dass da gar keine Ratte war. Das Mädchen hatte in einem Moment der Geistesabwesenheit die linke mit der rechten Hand verwechselt.

In der Linken hielt sie ihr Klopapier, in der Rechten eine brennende Zigarette. Natürlich amüsierten sich alle noch lange über diese Geschichte. Ich hoffe, die Betroffene vergibt mir, dass ich sogar noch kürzlich mit Merina darüber gelacht habe.

Merina gelang noch ein weiteres Husarenstück. Es passierte im Jahre 1951 im Gefängnis von Chrudim. Nach dem abendlichen Appell wurden die Häftlinge in ihren Zellen eingeschlossen. Merina putzte gerade das Zellenfenster, als plötzlich ein Aufseher in der Zelle stand, obwohl er dort zu dieser Zeit nichts mehr zu suchen hatte. Er schrie sie an und näherte sich ihr auf merkwürdige Weise. Merina begann zu fürchten, dass er sie vergewaltigen wolle. Als er ganz nah war und ihr mit dem Schlüsselbund ins Gesicht schlug, zögerte sie nicht länger. Mit der einzigen Waffe, die ihr zur Verfügung stand, startete sie einen blitzartigen Gegenangriff und schlug ihm den ausgehängten Fensterflügel, den sie gerade putzen wollte, auf den Kopf. Bis heute weiß sie nicht, was für Gelüste er hatte, aber sicher waren sie ihm danach vergangen.

Das alles geschah zehn Tage vor Weihnachten. Zur Strafe entkleideten sie Merina und ließen ihr nur ein kurzes Männerhemd. So steckten sie sie ins „Loch“, die Arrestzelle. Es war schrecklich kalt. Merina hatte gerade ihre Tage und so wurde sie dort zum ersten Mal in ihrem Leben ohnmächtig. Man brachte sie dann nach Böhmisches Leipa (Česká Lípa) und von dort nach Pardubitz (Pardubice), wo sie eine der zwölf Frauen war, die sich an der Aktion Hammarskjöld beteiligten. Im Rahmen einer Amnestie wurde Merinas Strafe dann doch gekürzt. Als man sie 1960 endlich entließ, hatte sie mehr als zehn Jahre abgessen.

Und jetzt würde ich schrecklich gerne schreiben: Sie lebte glücklich und zufrieden bis zum heutigen Tag. Leider erzähle ich hier aber keine Märchen. Bei der Entlassung war Merina 28 Jahre alt. Was sollte sie jetzt mit ihrem Leben anfangen? Die schönsten Jahre der Jugend waren weg, ihre Gesundheit war angeschlagen, sie hatte sich im Gefängnis mit Tuberkulose angesteckt, ihre „Kaderakte“ war miserabel, die Chancen auf einen Studienabschluss oder eine anständige Arbeit waren gleich Null.

Merina ging einen anderen Weg: Bereits ein Jahr nach ihrer Entlassung schenkte sie zwei schönen, gesunden Knaben das Leben. Trotz ihrer gesundheitlich schlechten Verfassung hatte sie sich – ohne irgendjemandem um Erlaubnis zu fragen – ihren Kinderwunsch erfüllt. Nie nannte sie den Namen des Vaters, nie beantragte oder erhielt sie Alimente. Schon kurz nach der Geburt erfasste die Tuberkulose weitere Organe. Die Ärzte hielten es fast für ein Wunder, dass sie überhaupt Kinder zur Welt gebracht hatte.

Viele Jahre trug sie nicht nur die Last einer alleinerziehenden Mutter, sondern dazu auch noch die Last einer ehemaligen politischen Gefangenen. Von der Sozialfürsorge bekam sie nur 200 Kronen, während „gesellschaftlich anpassungswillige Bürger“ sehr viel höhere Beträge aus der Staatskasse erwarten konnten. Ihr ganzes Leben lang wurde sie nur für schlecht bezahlte Arbeiten zugelassen und zeitweilig litt sie große Not. Als ich einmal mitleidig bemerkte, dass es doch ein großes Pech sei, als unverheiratete Frau nicht nur ein Kind, sondern gleich Zwillinge zu bekommen, antwortete sie verwundert:

„Wohl doch eher ein großes Glück, nicht?“

Dieses Glück, das manchen Frauen ganz selbstverständlich zufällt, musste Merina sich hart erkämpfen. Eigentlich hat sie ihr ganzes Leben lang gekämpft. Letztes Jahr noch, als die Tuberkulose ein Schultergelenk angegriffen hatte und ihr die Amputation des ganzen Arms drohte, unterzog sie sich einer Operation, die zum Glück erfolgreich verlief. Bei einem meiner Besuche zeigte sie mir die große Narbe, die zu all den anderen Narben und Verletzungen hinzugekommen war. Sie schien mir wie die Spur eines weiteren Schlages, den ihr das Schicksal, dem zu unterwerfen sie sich stets weigerte, versetzt hatte.

Aber wir sollten sie nicht bemitleiden, sie will unser Mitleid nicht. Haben wir lieber Mitleid mit denen, die aufgaben, ohne zu kämpfen! Merina lebt jetzt in Südböhmen und freut sich über einen gesunden Enkel. Wenn sie ihm auch sonst nicht viel vermachen kann, um die wahre Lebensgeschichte seiner Großmutter können ihn andere Kinder nur beneiden: Ein solcher Stammbaum lässt sich nämlich nicht kaufen, lässt sich nicht fälschen oder erfinden, lässt sich nicht betrügerisch aneignen. Und es lässt sich auch kein dicker Schlussstrich darunter ziehen.

Helenka Maxiánová und Karol Kocián

Romeo und Julia in den 1950er Jahren



Karol Kocián und Helena Maxiánová

Helenka und Karol stammten aus dem Dorf Sankt Georgen (Svätý Jur) in der Westslowakei. Sie kannten einander von Kindheit an. Karol, zehn Jahre älter als Helenka, neckte sie schon damals, dass er auf sie warten und sie dereinst zur Frau nehmen werde. Er ahnte nicht, wie viel Zeit vergehen

würde und unter welchen Umständen er sein Versprechen erst würde erfüllen können.

Es kam das Jahr 1952, Helenka wurde zusammen mit der Gruppe Krutý festgenommen und zu fünf Jahren Haft verurteilt. Sie war 18 Jahre alt und damit wahrscheinlich die jüngste Gefangene in der Slowakei. Aber auch die anderen Mitglieder der Gruppe waren sehr jung. Der Namensgeber der Gruppe, Krutý, wurde (mit Rücksicht auf seine Minderjährigkeit) zu „nur“ 15 Jahren verurteilt. Der 19-jährige Štefan Maďar bekam zehn Jahre. Die Verhöre der Untersuchungshaft wurden zuerst in einer Hütte der Staatssicherheit im Dorf Harmónia durchgeführt. Durch die Wand hörte Helenka, wie Štefan grausam zusammengeschlagen wurde und nach seiner Mutter rief:

„Mamička moja!“

Sie selbst musste so lange Kniebeugen machen, bis sie starke Blutungen bekam. Nach nur einer Woche Untersuchungshaft überführte man sie ins Krankenhaus. Man operierte ihr den Blinddarm, später stellte sich das allerdings als Fehldiagnose heraus. Die Schmerzen kamen von den Nieren und waren vermutlich durch starke Unterkühlung verursacht worden. Wegen der schlechten hygienischen Bedingungen bekam sie nach der Operation zu allem Unglück noch eine Infektion. Die Schmerzen wurden so stark, dass sie mit ihren Fingernägeln die Wände zerkratzte.

Auch nach der Verurteilung hatte sie gesundheitliche Probleme, dennoch gab es „keinen hinreichenden Grund“, wie man damals sagte, um ihr eine leichtere Arbeit zu geben. Im Gegenteil: Sie brachten sie nach Großstefelsdorf (Rimavská Sobota), wo sie schlimmste Bedingungen erwarteten. Sie arbeitete in den Wäschereien und auf dem Feld, später wurde sie nach Sučany überführt, wo es eine Ziegelbrennerei gab, dann nach Nýrovce und schließlich nach Zelis (Želiezovce) zur Landarbeit auf dem Hof Karolina. Dort kam es am 12. Juli 1955 zu einem Unfall, der ihr weiteres Leben bestimmte.

Es war Erntezeit und Helenka wurde der Gruppe zugeteilt, die Raps dreschen musste. Die schwerste Arbeit (oben auf dem Tisch der Dreschmaschine) sollte eine alte Frau verrichten. Wegen deren Gebrechlichkeit hatte Helenka sich freiwillig angeboten, diese Position zu übernehmen. Die gute Tat hatte schreckliche Folgen für sie. Durch eine defekte Klappe geriet sie in das Innere der Maschine. Da es niemandem gelang, die Maschine anzuhalten, wurde eine Hand schwer verletzt und ein Bein völlig zermalmt. Vor Arbeitsbeginn hatte Helenka den Aufseher noch darauf hingewiesen, dass die Dreschmaschine nicht in Ordnung sei, aber niemand tat etwas dagegen. Die Mädchen, die dabei waren, erzählten später, wäre der zivile Angestellte

Galai nicht gewesen, der sie im entscheidenden Augenblick mit aller Kraft festgehalten hatte, sie wäre wohl ganz zermalmt worden. Es waren furchtbare Minuten, als die Maschine unerbittlich weiterlief, während Helenkas Bein wie ein Bündel Raps zerquetscht wurde. Man brachte sie zuerst nach Lewenz (Levice) und der dortige Chefarzt Dr. Frašťacký wollte sie sofort operieren. Aber die begleitende Aufseherin Anka Černá hatte den Befehl, die Verletzte nach Neutra (Nitra) zu bringen und bestand auf der Ausführung dieses Befehls. Vergeblich wies der Arzt darauf hin, dass die Fahrt Helenka das Leben kosten könne. Vergeblich wehrte sich auch der Fahrer des Krankenwagens und gab zu bedenken, dass das Auto nicht in Ordnung sei. Doch dem Befehl musste Folge geleistet werden. Für die Schwerverletzte bedeutete das eine weitere stundenlange Verzögerung, denn tatsächlich hatte das Auto unterwegs eine Panne und es brauchte einige Zeit, bis der Fahrer den Schaden beheben konnte. Helenka bekam eine Flasche Wasser, aus der sie immer dann einen Schluck nahm, wenn sie das Gefühl hatte, gleich ohnmächtig zu werden.

In Neutra (Nitra) amputierten sie das Bein. Der Unfall hatte sich um acht Uhr morgens ereignet, um neun Uhr abends erwachte sie aus der Narkose. Die Ärzte waren erleichtert, dass sie überhaupt wieder zu sich gekommen war, sie hatten fast schon alle Hoffnung aufgegeben. Nach der Operation hatte Helenka noch Schmerzen an Stellen, wo es eigentlich nichts mehr gab, was weh tun konnte. Die Tabletten halfen nicht. Erst als der Mann einer Mitpatientin sich beim Chefarzt beschwerte, ihn an seinen ärztlichen Eid erinnerte und daran, dass auch eine Gefangene Menschenrechte habe, bekam sie Morphium. Der gute Mensch gab ihr auch Informationen über ein anderes Mitglied der Gruppe Krutý, das er zufällig kannte und half ihr beim Antrag auf eine Neuverhandlung ihres Falles. Dem Gesuch wurde stattgegeben und Helenka wurde tatsächlich freigesprochen. Dies gelang während der kommunistischen Herrschaft nur sehr wenigen.²⁵

Nach einem Jahr wurde Helenka aus dem Krankenhaus in die Freiheit entlassen und erhielt endlich Krückstöcke. Vorher hatte sie auf einem Bein herumhüpfen müssen. Die Aufseherin ließ sie keinen Augenblick allein und man hatte ihr nicht ein einziges Mal erlaubt, draußen spazieren zu gehen.

Bis hier passt Helenkas Geschichte in das Bild, das wir uns damals von der Welt machten. Wir, die wir für Freiheit und Demokratie kämpften, sahen uns als die Gerechten, während die Kommunisten und ihre Handlanger das Böse und die Gewalt repräsentierten und all unseren Hass verdienten. Aber Helenkas Familie verhielt sich ganz anders, als man es von ihr hätte erwarten können.

Ihre Familie war tief religiös und ihr Glaube war nicht zu erschüttern, weder durch die kommunistische Propaganda noch durch die Enttäuschung über das unchristliche Verhalten eines Pfarrers. Helenka kann bis heute nicht vergessen, wie der ortsansässige Pfarrer reagierte, als ihre mittellosen Eltern um ein kostenloses Begräbnis für ein kurz nach der Geburt verstorbene Kind baten. „Geht und verdient es euch“, sagte er, „sonst begrab ich es nicht!“ Und diese bittere Episode war leider kein Einzelfall.

Karols Vater war Kommunist. Er und seine ganze Familie glaubten, dass der Kommunismus der richtige Weg zur Verbesserung der Gesellschaft sei, dass nur so eine gerechte Ordnung käme, in der allen Menschen die gleichen Möglichkeiten offenstehen und niemand mehr durch Armut erniedrigt werden würde. Die Lehre des Kommunismus bediente sich dieser uralten Utopie und hatte damit auch unter hoch gebildeten, ja selbst reichen Leuten Erfolg. Erst recht verfielen ihr jene, die „nichts zu verlieren hatten als ihre Ketten“, die das Joch einer von Generation zu Generation vererbten Armut trugen. Mit dem Aufstieg dieses neuen Glaubens begann der Glaube an Gott zu schwinden. Die neue Lehre stand zu ihm in offenem Widerspruch und bezeichnete ihn als „Opium für das Volk“.

Zwischen der katholischen Familie Maxián und den kommunistischen Kociáns, kam es während Helenkas Haft zum Abbruch aller freundschaftlichen Beziehungen. Als Helenka zurückkam und Karol Kontakt mit ihr aufnahm, stellte sich Helenkas Familie vehement dagegen. Die Eltern lehnten den Kommunisten kompromisslos ab und waren bereit, bis zum Äußersten zu gehen und die Beziehungen zu ihrer Tochter abubrechen. Die Verbote, Vorwürfe und Beschuldigungen steigerten sich mit der Zeit so, dass man vor Helenka sogar das Brot wegschloss und sich weigerte, sie zum Arzt zu fahren.

Unvorhersehbar geschah Folgendes: Die eigene, gläubige Familie machte Helenka das Leben daheim zur Hölle, während sich Karols Eltern herzlich und in echt christlicher Weise um sie kümmerten. Besonders Karols Mutter nahm sie wie eine Tochter auf, vielleicht auch wegen des Verlustes der eigenen Tochter, die während des Krieges von Deutschen getötet worden war. Auch Karol ließ sich nicht abhalten. Er liebte Helenka, obwohl sie nur das besaß, was sie auf dem Leibe trug und durch ihre dauernde, schwere Behinderung nie wieder arbeiten konnte. Er nahm gerne die ganze Last ihres Schicksals auf seine eigenen Schultern.

Helenka verließ schließlich ihr Zuhause. Die Beiden heirateten in Mikulovice und bekamen drei Söhne, die heute schon erwachsen sind und sich ebenfalls dort niedergelassen haben. Mit der Zeit erkannte auch Karol, dass

die kommunistische Partei kein Rezept für eine bessere Zukunft hat. Obwohl er wusste, dass die Kommunisten sich an denen besonders rächten, die aus eigenem Willen ihre Reihen verlassen wollten, trat er aus der Partei aus. Karol war es gewohnt, stets im Einklang mit seinem Gewissen zu handeln und so überstand er zusammen mit Helenka auch diese schlimme Zeit.

Als Karols Vater starb, nahm auch Helenkas Mutter am Begräbnis teil. Es war wie eine stumme Geste der Entschuldigung. Karol starb 1986. Er war nicht nur ein guter Vater und Ehemann, sondern erwies sich auch als guter Sohn, der seine Eltern im Alter großzügig unterstützte.

Helenka wollte nach seinem Tod nicht mehr weiterleben. Doch die Söhne, Enkel und Freunde ließen nicht zu, dass sie in der Trauer versank. Mit ihrer aller Hilfe richtete sie sich langsam wieder auf. 1997 wurde Mikulovice von der großen Flut verwüstet. Helenkas Häuschen wurde zur Hälfte vom Hochwasser weggeschwemmt. Auch die Häuser der Söhne erlitten große Schäden. Jahre harter Arbeit und mühsamen Sparens waren in einem Augenblick zunichte gemacht. Und wieder war es wie schon so oft nötig, sich aufzurichten und weiterzumachen.

Helenka erinnert sich voller Dankbarkeit an all die helfenden Hände, die sie unterstützten, an ihre Söhne, den Bruder Štefan, den Freund Honza, aber auch an ihre ehemaligen Mitgefangenen, die für sie einen Teil ihrer Familie bilden. Sie denkt aber auch voll Bitterkeit an Menschen, die von Berufs wegen hätten helfen müssen und ihren Verpflichtungen nicht nachkamen. Einige benahmen sich gleichgültig und herzlos, unabhängig davon, welchem politischen Lager sie angehörten. Helenka schrieb mir darüber: „Ich beurteile die Menschen immer nach ihren Taten. Wer kein soziales Gefühl hat, ist für mich kein vollwertiger Mensch. Er wird zu jeder Bosheit fähig sein. Jede Medaille hat zwei Seiten und es kommt darauf an, welche Seite man betrachtet ...“

Ich dachte viel über Helenkas Worte nach und erinnerte mich an verschiedene Erlebnisse aus meiner Kindheit: Etwa wie es mich verwirrte, als zur Zeit der 1. Republik²⁶ viele Mitschüler den Beruf des Vaters mit „arbeitslos“ angaben und welche Not diese Kinder litten. Oder später während meiner Gefangenschaft, wie mich die Antwort eines zivilen Angestellten im Lager von Zelis (Želiezovce) in Verlegenheit brachte, als wir uns über die schwere Arbeit und die unzureichende Ernährung beklagten: „Ich musste von meinem 14. Lebensjahr an von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang auf einem großen Hof schuften. Als Verpflegung bekam ich für den ganzen Tag nur ein Stück Brot und eine Scheibe Salami. Dabei war ich klein und schwach ...“ Einige solcher Geschichten kamen mir in den Sinn. Sie zu ig-

norieren oder diese „andere Seite der Medaille“ zu verschweigen, wäre nicht ehrlich. Darum muss gesagt werden, dass es auch unter den Kommunisten vereinzelte Menschen gab, die aufrichtig glaubten, man müsse diesen Weg gehen, um eine gerechtere Gesellschaft zu erreichen, die nicht zu den vielen gehörten, denen der Kommunismus gefiel, weil sie den „Klassenhass“ teilten, weil sie nach uneingeschränkter Macht verlangten, aus Feigheit, Opportunismus oder wegen der Möglichkeit, verborgene sadistische Neigungen auszuleben.

Helenka lebt heute im Kreise ihrer Familie. Als Folge des damaligen Unfalls kann sie sich immer schlechter bewegen. Ihre Hände zittern, da sie viele Jahre lang das ganze Gewicht des Körpers stützen mussten. Auch das Herz arbeitet nicht mehr einwandfrei. Manchmal fahre ich mit ihr in die nächste Umgebung und wir genießen einen gemeinsamen kleinen Spaziergang. Helenka hat gezeigt, dass man selbst auf Krücken und mit einem Bein seinen Weg ehrenvoll und tapfer gehen kann.

Růženka Vacková



Prof. Dr. Růžena Vacková

Růženka Vacková²⁷ gehörte zu den berühmtesten Persönlichkeiten mit denen wir die Gefängniszelle teilten. Sie stammte aus einer Arztfamilie – ihr Vater, ihr Bruder und ihr Schwager waren Mediziner. Sie selbst hatte ebenfalls ein Universitätsstudium absolviert. An der Karlsuniversität Prag gab sie als Hochschulprofessorin Vorlesungen in Kunstgeschichte und klassischer Archäologie.

Einen großen Teil ihres Lebens verbrachte sie im Kampf gegen jegliche Form von Gewalt. Die deutschen Besatzer sperrten sie ein und verurteilten sie zum Tode. Vor diesem Schicksal rettete sie nur das Ende des Krieges. Ihr Bruder und ihr Schwager, beide ebenfalls im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, hatten nicht dieses Glück. Sie wurden beide im Sommer 1944 hingerichtet.

Bald nach der kommunistischen Machtergreifung wurde Růženka als einer der führenden Köpfe der „Katholischen Aktion“ festgenommen. Im Gefängnis war sie die Initiatorin der „Hamarskøld-Petition“. Sie saß volle 14 Jahre und wurde als eine der letzten freigelassen. An all das wurde schon oft erinnert.²⁸ 1999 gab Zdeněk Pousta eine Sammlung der Gefängnisvorlesungen von Růžena Vacková heraus.²⁹ Růženka hielt nämlich auch im Gefängnis heimliche Vorlesungen in Kunstgeschichte und hatte stets einen großen Kreis dankbarer Zuhörerinnen um sich.

Ich aber möchte hier an einen Vortrag erinnern, der nur an mich persönlich gerichtet war. Im Dezember 1959 ahnten wir nicht, dass es für die meisten von uns das letzte Weihnachten im Gefängnis war. Im Mai 1960 würde es eine große Amnestie geben, bei der viele politische Häftlinge freikommen würden. Růženka und ich bereiteten uns darauf vor, den Heiligen Abend zu zweit zu verbringen, denn alle, die zu Růženas „Familie“ gehörten, waren zu dieser Zeit entweder entlassen, in einen anderen Zellenblock verlegt oder gerade in den Arrest geschickt worden.

In einer Ecke des Zellenganges deckten wir unseren Weihnachtstisch mit einer kleinen Marmeladenbüchse. Ich „kochte“ das Wasser für den Kaffee mit jenem komplizierten Verfahren, das Wasser unzählige Male über die Stäbe des Heizkörpers zu gießen. Alles war bereit für unsere Weihnachtsfeier. Aber Růženka war wie ein Magnet. Alle paar Minuten kam eine der kriminellen Gefangenen bei uns an, um einige Worte mit ihr zu wechseln. Schließlich kam auch Anežka, eine Kindsmörderin, und das ausgerechnet in dem Moment, als irgendwo ein Weihnachtslied gesungen wurde, dass Christus in Bethlehem in einer Krippe lag. Anežka begann sich zu erinnern. Sie wusste sehr gut, was es heißt, Kinder in einem Stall zur Welt zu bringen. Ihre sechs Kinder waren alle so geboren worden. In ihrem Dorf war sie damit keine Ausnahme. Die meisten Frauen suchten Zuflucht im Stall, wenn die schwere Stunde nahte. Der Grund war praktischer Art, man wollte die Decken und Bettbezüge schonen. Ihre Erzählung schien mir nicht nur schrecklich, ich fand es vor allem äußerst unpassend, mit solchen Reden den Heiligen Abend und die traditionelle, romantische Vorstellung vom Jesuskind in der Krippe, umgeben vom Glanz der Engel, zu entweihen. Aber

Anežka schien mein empörtes Gesicht gar nicht wahrzunehmen und fuhr fort, uns ihr Leben zu schildern. Es war das harte Leben der Menschen aus den untersten Schichten, mit dem Růženka und ich außerhalb des Gefängnisses nie in Berührung gekommen wären.

Von Kindheit an war Anežka der Tyrannei ihres alkoholsüchtigen Vaters ausgeliefert. In ihren Jugendjahren diente sie dann als Magd von früh bis spät abends auf einem Bauernhof, bis sie (ohne gefragt zu werden) mit einem brutalen, außerordentlich primitiven Mann verheiratet wurde. Jedes folgende Jahr bekam sie ein Kind. Als das fünfte und sechste kam, schickte ihr Mann die Neugeborenen mit ihrem Wissen „in den Himmel“, wie sie es schonend ausdrückte. Das Gericht allerdings ging nicht so schonend mit ihr um und verurteilte sie wegen Beteiligung an einem Doppelmord zu vielen Jahren Gefängnis – allerdings immer noch weniger Jahre als Růženka bekommen hatte.

Es war seltsam, das Gespräch dieser beiden Frauen anzuhören, als ob Wesen von verschiedenen Planeten einander begegneten: die Hochschulprofessorin und eine Frau, die in ihrem Leben wahrscheinlich kein einziges Buch gelesen hatte. Als Anežka endlich fertig war und (von Růženkas verständnisvoller, mitfühlender Haltung beruhigt) wegging, konnte ich meine Verbitterung über den verdorbenen Heiligabend nicht verbergen. Noch weniger konnte ich aus den Abgründen von Trauer und Sünde, die uns Anežka so offenherzig enthüllt hatte, meinen Geist im Gebet zu Gott erheben.

Ein wenig vorwurfsvoll offenbarte ich Růženka meine Gedanken. Sie erwiderte: „Das macht nichts. Dann hör einfach zu, ich werde alleine beten.“ Und sie begann: „Herr, wir danken Dir für unsere Eltern, die lebenden und die toten. Wir danken Dir, dass Du uns so gute Väter gabst, die uns nie brutal schlugen, wie es mit der armen Anežka geschah. Wir danken Dir für unsere Mütter, die so gut für uns sorgten und uns nie in fremde Dienste schickten, wie es mit der armen Anežka geschah. Wir danken Dir, dass Du uns eine gute Ausbildung ermöglicht hast und wir nicht wie Anežka in schrecklicher Unwissenheit aufwachsen mussten. Wir danken Dir, dass wir nicht mit bösen Männern verheiratet wurden und niemand uns zwang, die eigenen Kinder umzubringen, wie es mit der armen Anežka geschah ...“ Und so ging es weiter.

Ich erinnere mich nicht mehr an alle Worte dieser seltsamen Litanei, aber plötzlich wurde mir klar, dass Růženka eigentlich mich ermahnte, indem sie das Gebet des Pharisäers imitierte: „Gott, ich danke Dir, dass ich nicht bin wie jener Zöllner ...“³⁰ An andere Gefängnisvorträge von Růženka erinnere ich mich nach den vielen Jahren nicht mehr. Diese Lektion jedoch habe

ich nie vergessen. Ich habe sie sogar öfter schon mal weitergegeben. Erst neulich an eine Nachbarin, eine sehr nette Frau, die empört den Herrgott anrief, er möge dafür sorgen, dass den beiden Zigeunerinnen, die gerade ihre Tasche gestohlen hatten, „beide Hände abfallen“. Ich stimmte ihr eifrig zu, aber plötzlich war mir, als ob ich Růženkas Stimme hörte: „Herr, wir danken Dir, dass die Eltern uns von Kindheit an Deine Gebote lehrten, einschließlich des siebten, und dass wir nicht so sind wie die beiden Diebinnen, die von ihren Eltern offenbar darin ausgebildet wurden, wie man andere Menschen bestiehlt, und stets Lob ernteten, wenn ihnen ein Diebstahl gelang.“ Meiner Nachbarin leuchteten diese Gedanken erstaunlicherweise ein und sie beruhigte sich. „Daran hätte ich in meinem Leben nicht gedacht“, sagte sie zu mir. „Ich auch nicht“, war meine Antwort. „Das habe ich von Růženka.“ „Wer war diese Růženka?“ fragte sie mich. Ich zählte all die Gründe auf, wofür Růženka zehn Jahre nach ihrem Tode mit dem Masaryk-Orden ausgezeichnet worden war und warum ihr noch viele andere Auszeichnungen und Würdigungen zuteilgeworden waren.

Aber da gab es noch etwas, was bei all diesen Ehrungen nie ausgesprochen wurde, aber mir ganz wesentlich erscheint: Růženka hatte sich in den 14 Jahren ihrer Gefangenschaft nicht nur den Glauben an Gott bewahrt, sondern erstaunlicherweise auch den Glauben an den Menschen. Sie war überzeugt, dass sich in jedem etwas Gutes verbirgt, sie nannte es den „göttlichen Funken“. Die Menschen, die mit ihr in Berührung kamen, fühlten es und bestärkten sie unwillkürlich in diesem Glauben, als ob sie sie nicht enttäuschen wollten. Oft waren sie selbst überrascht, welche guten Eigenschaften sie an sich entdeckten. Sie zeigten ihr besseres Ich oder versuchten wenigstens (wie Anežka) ihre Taten zu erklären und sich zu entschuldigen.

Růženka gelang es, ihnen Selbstvertrauen und den Glauben an sich selbst wiederzugeben. Vielleicht war diese Fähigkeit nicht einmal ihr Verdienst. Es war einfach eine Gabe, ähnlich einem Wünschelrutengänger, der Wasserquellen unter der Erde aufspüren kann. Růženka verteilte diese Gabe und ihr Wissen äußerst freigiebig. Deshalb verarmte sie auch nie und wurde nie erschöpft. Die Erinnerung an diese „Lektion“ möchte ich weitergeben. Vielleicht hilft sie mal einem Menschen, der sich unnötig mit dem Gedanken quält, sein ganzes Leben sei nur ein fruchtloses Einerlei, aus dem nichts Gutes hervorgegangen ist, und der nicht ahnt, dass auch er den „göttlichen Funken“ in sich trägt.

Růženka Vítková, Hanka Tůmová und Fanyňka Putnarová

Englischstunden, Handarbeiten und andere Methoden, die Jahre im Gefängnis zu überstehen

Nachdem wir zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt worden waren, sagte man uns, dass jetzt „die Falle zugeschnappt“ sei. Wir standen also vor der schwierigen Aufgabe, die Jahre in der „Falle“ ehrenhaft und mit heilem Verstand zu überstehen. Heute wissen wir, dass das nicht allen gelang. Doch ich will hier nicht jener tragischen Fälle gedenken, die mit Zusammenbruch, Selbstmord oder Kollaboration endeten (von ihnen wird später noch die Rede sein). Vielmehr möchte ich an verschiedene Methoden erinnern, wie wir uns gegen einen solchen Ausgang wehrten.

Das Wichtigste war, nicht die Hoffnung zu verlieren und das auch gegen alle Gründe der Vernunft. Nie hörten wir auf zu hoffen, dass gerade das laufende Jahr das letzte sei. Eine von uns verdiente sich sogar den Spitznamen „Hotovka“³¹, weil sie sich selbst und uns fortwährend zu überzeugen versuchte, dass wir ganz sicher zur Kirschenernte/zur Zwetschgenernte/zur Weihnachten bereits frei sein werden. Und in der Tat, nach elf Jahren bekam sie Recht. Aber außer diesen allgemeinen Regeln, die für alle Gefangenen galten, entwickelten unsere Mädchen auch ganz eigene Wege der Selbstbehauptung, die es verdienen, erinnert zu werden.

Růženka Vítková und ihr Mann waren im zivilen Leben Fachärzte für Psychiatrie. In der Klinik war der Ehemann zugleich ihr Vorgesetzter gewesen. Beide waren schon im Rentenalter. Trotzdem besaß Růženka noch immer einen so lebendigen, aktiven Charakter, dass sie die Haft manchmal nicht mehr ertragen konnte, obwohl ihr Strafmaß im Verhältnis zu uns anderen noch relativ kurz war. Regelmäßig sammelten sich in ihr so viele Gefühle der Kränkung und des erlittenen Unrechts an, dass sie von Anfällen wütenden Zorns ergriffen wurde. Als ich sie das erste Mal in diesem Zustand sah, befürchtete ich, dass sie der Schlag treffen könnte. Sie lief in der Zelle herum und gab die schlimmsten Beschimpfungen von sich, die unsere tschechische Sprache bietet. Dabei vergaß sie aber nie, sich den Mund mit einem Taschentuch zu verstopfen, sodass die Schimpfwörter nur gedämpft nach draußen drangen.

Als sie alle ihr bekannten Ausdrücke dieser Art aufgezählt hatte, beruhigte sie sich und war wieder fröhlich. Sie meinte, dass sie als erfahrene Psychiaterin genau wisse, was sie tue. Nichts schade dem Menschen so sehr, wie ständige Selbstbeherrschung. Sie empfahl uns mitzumachen. Und das taten wir auch bald mit dem größten Vergnügen.

Nie vergesse ich, wie wir mit Taschentüchern geknebelt durch die Zelle liefen und uns im Erfinden von Verwünschungen an die Adresse unserer Peiniger gegenseitig übertrafen. Das waren Ausdrücke, die ich heute nicht einmal dem Papier anvertrauen würde und Papier soll ja geduldig sein.

Eine Mitgefangene, die von sich selber sagte, sie sei durch all ihre Erfahrungen in der Welt und im Gefängnis so richtig abgebrüht und durchtrieben geworden, half uns dabei, unseren Wortschatz zu erweitern.

Gründe für Anfälle ohnmächtigen Zorns gab es genug, besonders nach einer Filzung. „Filzung“ nannten wir die unangekündigten Zellkontrollen, bei denen während unserer Abwesenheit jede Kleinigkeit durchsucht und oft böswillig zerstört wurde. Danach fanden wir die Zelle jedes Mal in großer Unordnung vor. Die Strohlager waren beschmutzt und unsere bescheidenen Vorräte verwüstet. Honig und Konfitüre waren auf der Strohmatten ausgegossen und der Zucker lag überall auf dem Zellenboden verstreut. Manchmal waren sogar die Matten aufgeschlitzt und das Stroh herausgerissen. Eine „persönliche Filzung“ bedeutete das Ablegen aller Kleider und eine gründliche Leibesvisitation.

Heute, mit größerem zeitlichen Abstand, muss ich anerkennen, dass Růženkas präventive Abwehr von Depressionen ganz ausgezeichnet funktionierte. Als ich sie vor einigen Jahren wiedersah, war sie eine würdige alte Dame und es schien mir unangebracht, sie vor ihrem Ehemann an all die schönen, kraftvollen Worte unserer gemeinsam verlebten Zeit in der Gefängniszelle von Pankratz (Pankrác) zu erinnern. In Anlehnung an Růženkas ärztliche Schweigepflicht werden wir Mädchen sie für uns behalten.

Hanka Tůmová und Fanynka Putnarová lernte ich in Zelis (Želiezovce) kennen, wo wir in derselben Gruppe arbeiteten. Unser Arbeitsplatz waren die großen Rübenfelder, die sich bis zum Horizont erstreckten. Jeder Gefangenen wurde eine Reihe zugeteilt, über der sie den ganzen Tag gebückt zubringen musste. Hanka war schon längere Zeit eingesperrt, sie arbeitete schnell. Fanynka war an die Arbeit in der Landwirtschaft gewöhnt, sie arbeitete noch schneller. Ich blieb da natürlich zurück.

Hanka vertraute mir ihre Geschichte an. Sie gehörte zu den seltenen Fällen, wo eine Ehefrau sich an „staatsfeindlichen Aktivitäten“ beteiligte, ohne den Ehemann einzuweißen. Sie wurde zu acht Jahren Gefängnis verurteilt, während ihr Mann in Freiheit blieb. Zwei Jahre lang zahlte er Anwälte, schrieb Gesuche. Dann gab er auf und beantragte die Scheidung. Hanka wollte zwar vernünftig sein und Verständnis für seine Entscheidung aufbringen. Schließlich konnte sie doch von einem jungen Mann nicht verlangen, so lange allein zu leben! Dennoch empfand sie es als ihre persönliche Niederlage. Es tat ihr im Herzen weh und sie dachte sich ständig etwas aus, um sich abzulenken und damit fertig zu werden. Als sie erfuhr, dass ich noch neun Jahre abzusitzen habe, überlegte sie laut: „Neun Jahre, wenn ich das ausrechne, ein Jahr hat 365 Tage, das macht zusammen ...“

„Lass das“, erwiderte ich gereizt, „du denkst doch wohl nicht, dass ich wirklich noch neun Jahre sitzen werden?“

„Natürlich nicht“, beschwichtigte sie, „aber was, wenn vielleicht doch ... Vor allem musst du dir etwas vornehmen, damit es keine verlorene Zeit sein wird. Stell dir vor, wenn du täglich nur fünf englische Vokabeln lernst, das ergibt nach neun Jahren einen ordentlichen Wortschatz, was sagst du?“

„Lass mich in Ruhe!“ wehrte ich mich. „Ich bin froh, wenn ich mich abends auf’s Lager werfen kann. Ich bin dann so müde, dass ich kaum noch atme.“

„Ich meine ja nicht am Abend, sondern während der Arbeit. Du musst doch zugeben, dass einem das Gehirn verkümmert, wenn man den ganzen Tag nur gedankenlos Rüben hackt. Wir werden zusammen lernen. Und warte, wenn wir zurückkommen! Wir zeigen es ihnen! Sie werden es bereuen!“

Ich begriff nicht, was ich wem zeigen sollte. Aber dann wurde mir klar, dass Hanka ihrem Ex-Mann zeigen wollte, wie sie die Zeit genutzt und perfekt eine Fremdsprache erlernt hatte. Er würde sie sicher bewundern und wer weiß, vielleicht würde er reumütig zurückkommen. Aber ich wehrte mich noch:

„Wir haben nicht mal ein Wörterbuch und außerdem bin ich bei der Arbeit stets ganz hinten. Warum willst du nicht allein lernen?“

„Das geht nicht. Ich muss mit jemandem Konversation treiben und ich kann doch nicht mit mir selber reden.“ Dann fügte sie noch großzügig hinzu: „Hab keine Angst! Falls du mit mir lernst, werde ich dir das Lasso zuwerfen.“

Das-Lasso-Zuwerfen nannten wir es, wenn jemand bei der Arbeit zurückblieb und ein anderer ihn „rauszog“, das heißt ein Stück von der Reihe des anderen mit bearbeitete. Unter den herrschenden Bedingungen war das eine sehr verdienstvolle Tat, denn jeder hatte mit sich selbst zu tun, um den eigenen Abschnitt zu schaffen. Einmal war ich Zeugin, wie eine Aufseherin dem Oberaufseher vorschlug, denen, die zurückblieben – also den Schwachen und Alten – doch die Pause für die Zwischenmahlzeit zu streichen. Dieser Aufseher, obwohl selbst keineswegs zartfühlend, tat den Vorschlag mit einer Handbewegung ab. Ich hörte das Gespräch mit und erstarrte vor soviel weiblicher Grausamkeit.

Schließlich gab ich nach und Hanka machte mich gleich am nächsten Tag mit ihrem Lehrplan vertraut:

„Zuerst werden wir uns gegenseitig Märchen erzählen und dann gehen wir allmählich zu schwierigeren Aufgaben über.“

Sie begann, mir das Märchen vom Froschkönig zu erzählen. Doch schon in den ersten Sätzen stießen wir auf ein Problem, denn keine von uns beiden wusste, wie man Frosch auf Englisch sagt. Hanka fand schnell eine Lösung.

„The froush“, sagte sie entschieden und als sie meine Zweifel sah, fügte sie (ungehalten über meine Begriffsstutzigkeit) hinzu, „na also ‚the hüpf‘, wenn dir das besser gefällt.“

Im Laufe der Zeit erfand Hanka eine ganze Reihe völlig neuer Wörter oder sie veränderte das zu übersetzende tschechische Wort nur ein kleines bisschen. Wir kamen ziemlich gut zurecht. Ich lernte diese neue Sprache perfekt zu verstehen und so trieben wir eifrig „englische“ Konversation und gaben vor den anderen Mädchen mächtig damit an. Allerdings nur bis zu dem Zeitpunkt, als uns einmal eine ältere, gebildete Dame bei einem Gespräch zuhörte. Anfangs war sie ziemlich verwirrt und traute ihren Ohren nicht. Als sie das System dann begriffen hatte, behielt sie es natürlich nicht für sich. Sie machte uns vor den anderen ganz schön lächerlich und für einige Zeit waren wir das Gespött aller.

Später trennten sich unsere Wege, mich brachten sie nach Pardubitz (Pardubice) und Hanka sah ich erst nach meiner Entlassung wieder. Das Gefängnis hatte keine sichtbaren Spuren an ihr hinterlassen. Von ihrem Ex-Mann sprach sie nicht mehr und schmunzelnd dachten wir an unsere Englischstunden zurück:

„Weißt du, dass mir das damals schrecklich peinlich war?“

Schließlich kamen wir überein, dass aber auch unsere Blamage zu etwas gut war – wenigstens hatten die anderen etwas zu lachen.

Fanyňka Putnarová oder „Babička Putnarka“³², wie wir die 70-Jährige nannten, gehörte im Gefängnis zur großen Gruppe derer, die als „Kulaken“³³ eingesperrt wurden. Sie hatte sich geweigert, in eine landwirtschaftliche Genossenschaft einzutreten und ihr Land, das schon von vielen Generationen ihrer Vorfahren bewirtschaftet worden war, dem Staat kostenlos zu übereignen. Als Fanyňka aus der Untersuchungshaft zu uns kam, war sie sehr deprimiert, saß immer regungslos in einer Ecke und sprach kein Wort.

Dann aber gelang es ihren Besuchern, Stricknadeln und Wollknäuel ins Gefängnis zu schmuggeln. Das war ihre Rettung. Ihre abgearbeiteten, groben Hände schufen abends nach der Arbeit zarte Spitzendeckchen und sie freute sich, wenn wir ihre Werke bewunderten. Jeden Morgen wachte sie nun mit neuem Lebensmut auf. Ihr fröhlicher, gutmütiger Charakter siegte über Trauer und Depression. Auf dem Feld arbeitete sie so schnell und sorgfältig, dass wir uns manchmal sogar etwas über sie ärgerten, weil sie die Arbeitsnorm hochtrieb. Aber sie konnte einfach nicht anders. Sie grub das Feld um,

als sei es ihr eigener Garten. Hanka und ich hatten eine Idee, wie wir sie vielleicht etwas bremsen könnten. Wir wussten, dass Babička Putnarka alles Lebendige liebte, Bäume, Tiere und Blumen. Und so riefen wir (als sie uns wieder mal um ein großes Stück überholt hatte):

„Fanyňka, kommen Sie schnell! Wir haben einen Igel gefunden!“

Es funktionierte. Fanyňka konnte nicht widerstehen und eilte über's ganze Feld zu uns, um diesen Anblick nicht zu verpassen. Gemeinerweise ließen wir sie dann noch lange in der Feldfurche suchen, bis wir ihr den Trick gestanden. Aber sie war uns nicht böse. Für sie waren wir ein wenig wie ihre Kinder. Nur einmal sah ich Babička Putnarka wirklich zornig.

Es war Herbst, die Zeit der Maisernte. Die zivilen Angestellten³⁴ machten Feuer, um ein paar Maiskolben zu rösten. Eine junge Aufseherin begann sich damit zu vergnügen, Feldmäuse zu fangen und sie lebendig ins Feuer zu werfen. Als die Mäuse unter schmerzzerfülltem Wimmern versuchten, den Flammen zu entkommen, stieß die Aufseherin sie mit dem Fuß zurück. In diesem Moment vergaß Fanyňka, dass sie ein Häftling war. Entschlossen eilte sie zum Feuer und schrie die Aufseherin an:

„Ich bitte Sie, was machen Sie da? Das ist doch nicht recht, ein lebendiges Tier ins Feuer zu werfen! Schämen Sie sich nicht?“

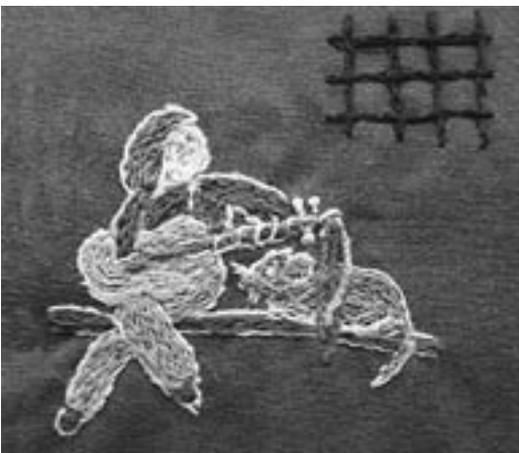
Die junge Frau antwortete dümmlich: „Aber das ist doch kein Tier, das ist bloß eine Maus.“

„Und was ist Ihrer Meinung nach eine Maus?“ fuhr Fanyňka fort.

Die Aufseherin besann sich nun wieder ihrer Macht und wies Fanyňka zurecht, sie solle sich um ihren eigenen Kram kümmern und nicht frech sein, sonst würde sie gemeldet. Dennoch schämte sie sich wohl ein wenig und ließ von ihrer zweifelhaften Vergnügung ab.

Noch eine Begebenheit kommt mir im Zusammenhang mit Fanyňka in den Sinn. Diesmal geht es um eine Ratte. Ratten waren eigentlich die einzigen Tierchen, die treu mit uns die langen Jahre im Gefängnis verbrachten. Einmal trat ich ins Bad und es bot sich mir ein seltsames Bild: Fanyňka stand unter der Dusche, wusch sich das Gesicht und an ihrer Ferse saß eine Ratte. Sie war noch sehr jung und mit den gleichen Bewegungen wie Fanyňka strich sie sich mit ihren Vordertatzen das Wasser vom Schnäuzchen, so als hätte sie sich das Großmütterchen zum Vorbild genommen. Ich bedauerte, kein Foto von dieser Szene machen zu können, doch da bemerkten es auch die Anderen und begannen zu kreischen:

„Fanyňka, bewege' dich nicht! Zu deinen Füßen sitzt eine Ratte!“ Sie suchten nach einer Schaufel, um das Tierchen zu erschlagen, aber Fanyňka öffnete schnell einen Spalt breit die Tür und ermöglichte ihm die Flucht.



Stickerei, Häkeldeckchen und geschnitzte Miniaturen von Božena Jíšová

„Das hast du absichtlich gemacht“, wurde sie beschuldigt, doch sie bestritt es heftig. Später gestand sie mir ganz schuldbewusst, dass sie es nicht sehen könne, wenn etwas Lebendiges erschlagen wird.

Während also Fanyňka strickte und Hanka englische Vokabeln erfand, versuchten auch wir anderen, irgendeinen Fluchtweg aus dem grauen Gefängnisalltag zu finden. Wir suchten nach Dingen, die wir unseren Mithäftlingen oder Besuchern schenken könnten. Aus den Griffen von Kämmen und Zahnbürsten bastelten wir Kleinigkeiten, die sich während der Besuche leicht herausschmuggeln ließen. Einmal versuchte ich statt der üblichen Kleeblätter und Kreuzchen winzige Musikinstrumente zu schnitzen. Der Gedanke kam mir nach einem schweren Arbeitstag, als wir uns abends von den Feldern zurück in unsere Zellen schleppten. Es war März. Wir mussten die Felder düngen. Das bedeutete, dass jeder von uns ein Sack um den Hals gehängt wurde, in den sie dann mit einer großen Schaufel künstlichen Düngers füllten. Den mussten wir mit einer kleinen Kelle über die endlosen Felder verstreuen. Normalerweise übernahmen Flugzeuge diese Aufgabe, aber wir waren natürlich billiger. Ich weiß nicht, ob sich heute überhaupt jemand vorstellen kann, was es heißt, den ganzen Tag unter dem Gewicht des Düngers gebeugt in matschiger, noch halbgefrorener Ackererde arbeiten zu müssen. Wir kamen uns wie Zugtiere unter dem Joch vor, die Schuhe mit nassem, schwerem Schlamm bepackt, der an jedem unserer Schritte wie Blei hing. Ein heftiger Wind, dem in diesen südslowakischen Ebenen kein Hindernis Einhalt gebot, blies uns das Düngemittel ins Gesicht, was uns die Sicht nahm



Aus Zahnbürstentielen geschnitzte Miniaturen, Höhe ca. 1,5 cm

und ein unerträgliches Brennen in den Augen hervorrief. Brillen hatten wir natürlich keine. Es war einfach einer dieser Tage, die man glaubt, nicht überleben zu können. Wie immer blieb ich hinter den anderen zurück. Die Mädchen warteten auf mich und fragten:

„Woran denkst du?“

„An Geigen“, antwortete ich ihnen wahrheitsgemäß. Sie tauschten mitleidige Blicke, aber ich meinte es ernst. Mit einem sorgfältig versteckten Taschenmesser und einer Nagelfeile, die mir jemand beim Besuch heimlich zugesteckt hatte, fing ich an, winzige Geigen, Gitarren, Harfen und andere Musikinstrumente in Miniaturformat zu schnitzen. Fanyňka spendierte bereitwillig einige ihrer Silberhaare, die ich als Saiten auf die Instrumente spannte. Einige dieser Kreationen habe ich bis heute aufbewahrt. Endlich hatte ich etwas, was ich an meine Freundinnen verteilen und auch meinen Besuchern schenken konnte. Später, in Pardubitz (Pardubice), wo es Werkstätten zur Herstellung von Schmuck gab, kamen wir an Material heran, mit dem wir zum Beispiel Rosenkränze, verschiedene Figuren, Anhänger und



Lesezeichen herstellten. Dort war es vor allem Nataša Adamová, die auf diesem Gebiet beeindruckende Ergebnisse erzielte. Sie vermochte aus einer Zahnbürste ein Blumensträußchen zu zaubern, das so zart und vollkommen war, dass es mit seiner Schönheit wirkliche, lebendige Blumen zu übertreffen schien. Als würde es ihr gelingen, all unseren Träumen eine Gestalt zu geben, und Träume sind eben oft schöner als die Wirklichkeit.

Eine andere Methode, der Trostlosigkeit des Gefängnislebens zu entkommen, war das Schreiben, insbesondere das Schreiben von Gedichten. Die ließen sich leicht auswendig lernen und konnten dann von niemandem mehr konfisziert werden. Es entstanden so eine Menge Verse und Lieder, als ob wir um Generationen zurückgeworfen wären, in eine Zeit, als die Menschen ihre Sehnsüchte und Sorgen nur im Volkslied ausdrücken konnten, als sie noch nicht die Möglichkeit hatten, ihre Empfindungen durch das Verfolgen fremder Schicksale auf dem Fernsehbildschirm zu verdrängen.

Ohne Übertreibung kann ich sagen, dass praktisch jede zweite von uns sich im Schreiben versuchte. Ich schrieb, Hanka schrieb, selbst Babička Put-



Aus Pfirsichkernen geschnitzte Körbchen
mit Glassteinen

narka schrieb. Letztere verfasste sogar ihre Briefe in Versform. So kamen sie zwar nicht durch die Zensur, aber Babička Putnarka bewahrte sie auf und las uns manchmal daraus vor. Natürlich waren das nur Reime vom Typ:

„Meine Lieben! Der 22. Oktober ist heute, hier frieren alle Leute ...“

Doch einige ihrer Reime waren wirklich witzig und ich bedauere, dass niemand sie aufbewahrt hat. Nur Wenige entschlossen sich später, ihre Gedichte auf eigene Kosten drucken zu lassen. Aber bevor es diese Möglichkeit gab, vergingen noch mehrere Jahrzehnte. Dann, als es endlich möglich wurde, war unser gemeinsames, stets gleiches Motiv, die Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit, nicht mehr aktuell und ohne Interesse für eine breite Öffentlichkeit. Doch kürzlich erzählte mir eines unserer Mädchen, Liduška Navrátilová aus Olmütz (Olomouc), folgende Begebenheit:

Ihre Familie war von einem großen Unglück betroffen. Ein Fernsehgerät war explodiert und das entstandene Feuer hatte die ganze Wohnungseinrichtung zerstört. Ihr Mann war schwer verletzt und nur knapp mit dem Leben davongekommen. Als sie kurz danach mit einem Versicherungsvertreter in der verwüsteten, rußgeschwärzten Wohnung saß, begann sie, ein Gedicht aus meiner Sammlung „Verse, hinter Gittern geschrieben“ aufzusagen. Der Versicherungsvertreter war fassungslos.

So etwas hatte er noch nie erlebt. Eine Klientin rezitierte Poesie, statt sich darum zu bemühen, bei der Versicherung eine möglichst hohe Entschädigung herauszuholen. Es überstieg sein Vorstellungsvermögen, dass sich jemand in so einer Lage über alle Sorgen und Verluste erheben konnte. Mir bedeutet diese Geschichte die allerhöchste Auszeichnung sowie die Hoffnung, dass auch die hier vorgelegten Erinnerungen daran, wie wir die langen Jahre im Gefängnis zu überstehen wussten, irgendwann jemandem nützlich sein können. Jemandem, der gerade am Boden liegt und dringend einen Menschen braucht, der ihm „das Lasso zuwirft“.

Schwester Zdenka Schelingová



Blahoslavená Zdenka Schelingová

Schwester Zdenka ist die einzige, die ich hier erwähne, ohne sie persönlich gekannt zu haben. Vor kurzem las ich ihre Biografie „Hinter den Wolken ist meine geliebte Sonne“, geschrieben von Dr. Anton Habovštiak³⁵ und ich wunderte mich, dass auch 50 Jahre nach ihrem Tod nicht einmal den ehemaligen politischen Gefangenen etwas über sie bekannt ist. Wir ehren das Andenken von Pater Toufar³⁶, Milada Horáková³⁷ und anderen tapferen Opfern des Kommunismus, aber von dieser sanften und mutigen Schwester haben bis vor kurzem nur ihre engsten Freunde gewusst.

Vielleicht wäre sie wirklich für immer in Vergessenheit geraten, doch Dr. Anton Habovštiak reagierte auf den Aufruf des Papstes, man solle in den Ländern, die einst durch den eisernen Vorhang vom Rest der Welt getrennt waren, die Lebensläufe der neuen Märtyrer aufzeichnen. In seinem Buch gibt er Einblicke in das Leben dieser außergewöhnlichen Frau. Dazu sammelte er alle erreichbaren Informationen und Berichte inklusive der Gerichtsprotokolle aus Pressburg (Bratislava).

Nur noch wenige lebende Zeugen erinnern sich an Schwester Zdenka. Unter ihnen ist eine, die wir alle gekannt haben, Helena Kordová, die Frau von Oberst Korda, über die hier noch in einem späteren Kapitel zu berichten ist. Sie teilte einige Zeit mit Schwester Zdenka eine Zelle. Im Folgenden wird die Begegnung der beiden Frauen wiedergegeben, wie Anton Habovštiak sie in seinem Buch schildert.

Als Helena Kordová, Häftling Nummer 257, im Gefängnishospital in Pankratz (Pankrác) lag, kam eines Tages eine Aufseherin zu den Patientinnen und fragte, ob eine von ihnen bereit wäre, eine Kranke, die gerade einen chirurgischen Eingriff hinter sich hatte, zu betreuen. Helena meldete sich. Man führte sie in eine leere Zelle mit zwei Betten. Nach einigen Stunden brachten sie eine bleiche Frau herein, die langsam aus der Narkose erwachte. Zwei wunderschöne, schwarz bewimperte, blaue Augen schauten Helena an. In diesem Blick lag Trauer über erlittenes Leid, aber auch etwas, was Helena später als den Blick eines ruhigen, fast glücklichen Kindes beschrieb.

„Wer bist du?“ fragte sie.

„Ich bin eine Ordensschwester vom Heiligen Kreuz³⁸“, lautete die Antwort. Während der nächsten drei Wochen kamen sich die beiden Frauen sehr nahe. Helena sah die schreckliche Wunde der Brustamputation, stellte aber keine Fragen, bis Schwester Zdenka von selbst mit leiser Stimme zu erzählen begann.

Schwester Zdenka war als 15-jähriges Mädchen in ein Kloster eingetreten und arbeitete schon seit mehreren Jahren als Krankenschwester in einem staatlichen Krankenhaus in Pressburg (Bratislava). Eines Tages wurde ein verletzter Häftling zur Behandlung gebracht und ihrer Pflege übergeben. Der Mann vertraute ihr an, dass er Priester sei und einem Menschen zur Flucht verholfen habe. Bei seiner Verhaftung sagte man ihm: „Der Mann, der geflohen ist, hatte schon die Schlinge um den Hals. Jetzt wirst du für ihn hängen!“ Schwester Zdenka sollte den Patienten für die anstehende Gerichtsverhandlung vorbereiten. Von einem der Aufseher hörte sie, dass die Staatssicherheit beabsichtige, mehrere Priester nach Sibirien zu deportieren und dort hinrichten zu lassen. In diesem Augenblick entschloss sich Schwester Zdenka zu handeln. Sie bot dem Aufseher, der den kranken Priester über Nacht bewachen sollte, einen Tee an, dem ein Schlafmittel beigemischt war, und half dem Priester zu fliehen. Die Gerichtsakten konstatieren: „Zur Schande des wachhabenden Beamten der Staatssicherheit, entwichste diesem der Priester direkt vor der Nase ...“ Um diese Scharte wettzumachen und ihr Schweigen zu brechen, wurde Schwester Zdenka besonders grausam verhört. Man wollte von ihr die Namen aller wissen, die mit dem Priester in

Verbindung gestanden hatten. Man zog sie aus, fesselte die Hände mit einem Seil, zog sie an einem Haken nach oben und ließ sie in der Luft hängen. Drei Männer schlugen mit Knüppeln auf sie ein, bis sie ohnmächtig wurde. Sie hielten ihren Kopf unter Wasser, bis sie nach Luft schnappte, und warfen sie anschließend völlig durchnässt auf den kalten Boden einer Zelle. Es ist zu vermuten, dass Schwester Zdenka mit Helena nicht über alle Details der Misshandlungen gesprochen hat, denen sie als Frau ausgeliefert war. Auch den Namen des Priesters hat sie nie genannt. Nach drei gemeinsamen Wochen in derselben Zelle wurde Schwester Zdenka nach Brünn (Brno) verlegt. Beim Abschied von Helena äußerte sie eine Prophezeiung und einen Wunsch: „Du wirst irgendwann wieder frei sein, ich jedoch nie mehr. Dann komm’ einmal an mein Grab und bring’ mir einen Strauß weiße Rosen, weil ich diese Blumen so mag.“

1955, nach dreieinhalb Jahren Gefangenschaft, starb Zdenka Schelingová 39-jährig an den Folgen der Misshandlungen. Helena musste noch einen weiten, schweren Weg gehen, bis sie Schwester Zdenkas Wunsch erfüllen konnte.

1994 besuchte sie die Slowakei und ließ sich von den Schwestern des Ordens vom Heiligen Kreuz zu Schwester Zdenkas Grab führen. Dort legte sie weiße Rosen nieder und fügte eine rote Rose hinzu – als Zeichen ihrer Liebe, die in all den Jahren nicht erloschen war.

1998 reichten die Schwestern vom Orden des Heiligen Kreuzes beim zuständigen Bischof ein Gesuch ein, den Prozess zur Heiligsprechung von Schwester Zdenka Schelingová einzuleiten. Vielleicht werden wir sie einmal als Heilige anrufen und um ihre Fürsprache bitten können.

Die Ordensschwwestern



Ordensschwwestern lebten im Gefängnis mitten unter uns, sie trugen die gleichen Häftlingsuniformen, arbeiteten in den Werkstätten und waren natürlich auch den vielfältigen Strafmaßnahmen wie Arrest und „Filzung“ ausgesetzt. Manchmal wurden sie den politischen Gefangenen, manchmal auch den Prostituierten oder Mörderinnen zugeordnet. Dann wieder isolierte man sie, als ob sie an einer ansteckenden Krankheit litten und für die Umgebung eine Gefahr seien.

Die erste Ordensschwester lernte ich auf meiner Zelle in Pankrác (Pankrác) kennen. Es war Jana Tyrálíková, Mitglied des Borromäus-Ordens³⁹. Nach der Verurteilung warteten wir auf die Verlegung in die Straflager und hatten noch keine Häftlingsbekleidung, sodass ihr Ordensgewand großes Interesse erregte, vor allem bei jenen, die sozusagen auf der entgegengesetzten Seite der Häftlingsgesellschaft standen: Frauen, die wegen Prostitution verurteilt worden waren. Prostitution war damals noch strafbar und die Frauen versuchten bei Schwester Jana Mitleid zu erwecken, indem sie verschiedene Geschichten darüber erzählten, warum sie so tief gesunken waren. Die meisten dieser Frauen waren noch jung, nur einer etwas älteren Frau sah man ihre Lebensführung schon ganz offensichtlich an. Diese Frau warnte andere davor, ihre Zahnbürste zu benutzen, weil sie „jene Krankheit“ habe. Sie schob alle anderen weg und wollte Schwester Jana ganz für sich allein haben. Sie schilderte ihr ausführlich ihre Beschwerden und erwartete Hilfe. Schwester Jana war Magister der Pharmazie und hatte noch einige Medika-

mente bei sich, die sie ihr alle schenkte. Später in Zelis (Želiezovce) litt sie selbst unter schlimmen Kopfschmerzen. Wir verstanden nicht, dass sie so unvorsichtig gewesen war und nichts für sich selbst zurückbehalten hatte. Aber Schwester Jana bereute es nicht, glaubte sie doch, dass alles, was man für seinen Nächsten tut, für Gott getan ist und wer weiß, vielleicht war das ja auch die einzige Barmherzigkeit, die dieser kranken Frau je erwiesen wurde.

In Pardubitz (Pardubice) war eine größere Anzahl von Nonnen zusammengelegt worden. Man fand dort Vertreterinnen der verschiedensten Orden versammelt: Dominikanerinnen⁴⁰, Borromäus-Schwwestern, Franziskanerinnen, Schwestern vom Heiligen Kreuz und viele andere. Wie man sieht, widmete das Regime Personen geistlichen Standes eine ganz besondere Aufmerksamkeit.

Die Ordensschwwestern waren sehr diszipliniert. Trotzdem kamen sie oft in die Arrestzellen, weil sie sich weigerten, sonntags zu arbeiten. Auch im Gefängnis hielten sie sich an die Ordensregeln. Disziplin und Gehorsam waren eine mächtige Waffe in ihren Händen. Sie zeigten damit deutlich, wer ihr einziger Vorgesetzter ist und welche Ordnung für sie weit mehr Geltung hat als jedes Gefängnisreglement. Wir anderen bewunderten sie, verstanden sie aber, um ehrlich zu sein, meistens überhaupt nicht.

Persönlich lernte ich nur Schwester Justina Tuková vom Orden des Göttlichen Erlösers⁴¹ kennen. Einmal fragten wir sie, was sie dazu gebracht habe, Nonne zu werden. Sie antwortete, dass sie mit 17 Jahren einfach „Leb wohl, du eitle Welt!“ gesagt hatte und seitdem ihr ganzes Leben den Kranken widmete. Mit 17 Jahren!

„Aber was, wenn sich alle Frauen so entscheiden würden? Die Klöster wären dann überfüllt und die Menschheit würde aussterben“, wandten wir ein. Schwester Justina schaute uns nur etwas mitleidig an und versicherte uns, dass es zu so einer Situation nie kommen werde. Unser Unverständnis sei nicht schlimm. Niemand erwarte von uns, alles zu verstehen. Und so blieb ihre Entscheidung, ins Kloster zu gehen, für uns ein großes Geheimnis. Ebenso wenig verstanden wir den Gehorsam der Schwestern gegenüber ihren Oberen. Ich erinnere mich, dass wir eine junge Ordensschwester baten, uns ihre Gedichte vorzulesen. Wir waren neugierig und nahmen an, dass sie das gern tun würde. Sie aber sagte, dafür müsse sie zuerst die Erlaubnis ihrer Oberin einholen. Später teilte sie uns ruhig und bestimmt mit, dass es ihr nicht erlaubt worden sei. Wir redeten auf sie ein: Habe sie denn keinen eigenen Willen? Sei das Schreiben von Gedichten denn eine Sünde? Und warum sei es überhaupt notwendig, darüber mit ihrer Oberin zu sprechen?

Doch wir konnten sie bedrängen, soviel wir wollten, nichts vermochte sie zum Ungehorsam zu bewegen.

In Pardubitz (Pardubice) veranstalteten die Schwestern, die in eine Zelle zusammengelegt worden waren, nächtliche Andachten. Dank Schwester Justina durften auch meine treue Freundin Bedřiška Synková und ich daran teilnehmen. Wenn die untergehende Sonne durch die Gefängnisgitter eine Reihe kreuzförmiger Schatten warf, erlebten wir Momente der Stille und des Friedens. Alle Ängste, Sehnsüchte und Hassgefühle, alles was auf unseren Seelen lastete, kam zur Ruhe. Ich erinnerte mich an die ländliche Kirche im Heimatdorf meiner Eltern. Es gab dort den Brauch, dass werdende Mütter Blumen an den Altar der Jungfrau Maria legten und baten, ihr Kind möge dem Bild Gottes ähnlich werden. Später brachten sie dann, als Dank für das geborene Kind, ein handgesticktes Altardeckchen. Bei unseren nächtlichen Andachten im Gefängnis stellte ich mir vor, wie dort wohl noch immer ein gesticktes Deckchen meiner Mutter lag. Die Gebete mehrerer Generationen meiner Vorfahren hatten sich in dieser Dorfkirche angesammelt. Wir wissen ja nicht, ob auch die Gebete mit den Menschen sterben. Vielleicht bleiben sie und kommen den nachfolgenden Generationen wie ein vererbtes Vermögen zugute. Die Gebete der Ordensschwwestern allerdings gehörten nicht nur ihren Familien, sie gehörten uns allen. Vielleicht hatten wir deshalb auf ihrer Zelle dieses Gefühl von Frieden, Geborgenheit und Reinheit.

Später, als ich in eine Zelle mit lauter Mörderinnen verlegt wurde, machte ich die gegenteilige Erfahrung. Obwohl sie sich durch den langen Aufenthalt im Gefängnis um geradezu peinliche Sauberkeit bemühten, wachte ich oft in der Nacht auf, weil ich das Gefühl hatte, keine Luft mehr zu kriegen.

Bedřiška meinte, dass jeder Mensch eine bestimmte Aura habe. Wenn eine schwere Schuld auf seinem Gewissen laste, sei auch die Luft um ihn herum schwer. Wenn dann mehrere solcher Menschen in einem Zimmer versammelt seien, müsse auch die Atmosphäre dort außerordentlich drückend sein. Ich weiß nicht, ob so etwas möglich ist, damals aber empfanden wir es als greifbare Wirklichkeit.

Nach der Amnestie in den 1960er Jahren verlor ich den Kontakt zu den Ordensschwwestern. Nur Schwester Justina schreibt mir manchmal ein paar nette Zeilen. Sie arbeitet noch immer in einem geriatrischen Zentrum in Kaschau (Košice). Vor kurzem schickte sie mir ein Photo. Sie steht unter einem mächtigen Baum und in den Ästen sitzen junge Schwestern. Sie sind wie neue, frische Zweige am 2000 Jahre alten Baum des Christentums und werden das Lebenswerk von Schwester Zdenka, Schwester Jana und all den anderen im dritten Jahrtausend fortsetzen.

Die Ordensschwwestern



Blanka Bicková



Dr. Blanka Bicková

Blanka lernte ich 1957 in Pardubitz (Pardubice) als Gefängnisärztin kennen. Sie verbüßte dort eine Strafe für das Verbrechen des Hochverrats. 1948 hatte sie erlebt, wie im Vorlesungssaal des biologischen Instituts ein Dozent seine Zuhörer mit folgenden Worten begrüßte: „Falls sich unter Ihnen noch jemand befindet, der an die Existenz der Seele glaubt, so gehört er nicht hierher!“ In Blanka sträubte sich alles gegen die Durchsetzung dieser marxistischen Ideologie in der Universität. Ihr war klar, dass man etwas unternehmen müsse. Sie schaute sich im Vorlesungssaal um und überlegte, wie viele ihrer Kommilitonen ähnlich empfanden wie sie. Sicherlich nur ein verschwindend kleiner Teil. Und genauso verschwindend klein war die Hoffnung auf irgendeinen Erfolg. Dennoch reihte sie sich in die Reihen des „Dritten Widerstands“⁴² ein.

Als Medizinstudentin nahm sie an der Organisation von Gesprächszirkeln zu religiösen und ethischen Fragen teil, die im Rahmen der „Katholischen Aktion“ stattfanden. Diese Gesprächskreise sollten eine Alternative zur marxistischen Philosophie bieten.

1953 wurde Blanka zusammen mit vielen anderen Mitgliedern der „Katholischen Aktion“ verhaftet. Ein ganzes Jahr verbrachte sie in der Untersuchungshaftanstalt in Ruzyně. Es war ein kalter Winter. Das Zellenfenster war undicht und die Temperatur bewegte sich um die Null Grad. Da auch Kleidung und Decken mangelhaft waren, bedeutete die ständige Unterkühlung eine permanente Strafverschärfung für alle Gefangenen. Wenn dann noch Einzel- oder Dunkelhaft hinzukamen, so war das Teil einer geplanten Strategie, um den Willen der Gefangenen zu brechen. Blankas U-Haft zog sich immer länger hin, weil sie nichts über ihre Freunde aussagen wollte. Dann aber nahm plötzlich alles einen völlig unerwarteten Verlauf.

Eines Tages wurde das Verhör vom zuständigen Untersuchungsbeamten in eine ärztliche Konsultation umfunktioniert. Sein Kind war schwer erkrankt, hatte Fieber und Kopfschmerzen, die trotz aller bis dahin unternommenen Behandlungen immer schlimmer wurden. Blanka stellte nur aufgrund der geschilderten Symptome die richtige Diagnose (akute Mittelohrentzündung, die in eine Hirnhautentzündung übergegangen war) und empfahl die sofortige Einlieferung in eine Klinik. Dort wurde dem Kind dann tatsächlich in allerletzter Minute das Leben gerettet. Der Beamte zeigte ihr zwar keine offene Dankbarkeit, ermöglichte ihr jedoch, Einblick in die protokollierten und unterschriebenen Aussagen der anderen zu nehmen. Damit entfielen für sie die Gründe für weiteres Leugnen und Blanka konnte ruhigen Gewissens ihre Unterschrift geben.

Die Untersuchungshaft ging zu Ende und sie wurde dem Gericht überstellt. Nach der Urteilsverkündung (sie wurde zu zehn Jahren verurteilt, die in der Berufung in acht Jahre umgewandelt wurden) brachte man sie nach Pardubitz (Pardubice). Anfangs weigerte sie sich, die Arbeit als Gefängnisärztin zu verrichten, da der Behandlungsraum nicht mit den Geräten ausgestattet war, die in Fällen akuter Lebensgefahr erforderlich waren.

Nach drei Monaten in der Schmuck-Werkstatt (die ruhigste Zeit ihres gesamten Gefängnisaufenthaltes) wurde ihr ohne Rücksicht auf ihre Jugend und mangelnde praktische Erfahrung einfach befohlen, die Stelle des Gefängnisarztes anzutreten. Glücklicherweise hatte Blanka eine große, natürliche Begabung für ihren Beruf und ließ (im Rahmen ihrer Möglichkeiten) jedem, der zu ihr gebracht wurde, die beste Pflege zukommen. Gewissenhaft hielt sie sich an ihren ärztlichen Eid und behandelte alle mit der gleichen Sorgfalt,

egal ob es sich um eine Ordensschwester oder eine Diebin handelte, die nur für ein paar Monate eingesperrt worden war.

In Pardubitz (Pardubice) gab es damals ungefähr 1.500 verurteilte Frauen, sowohl politische Häftlinge als auch Prostituierte und Mörderinnen. Die medizinischen Anforderungen einer so unterschiedlichen Patientenschaft zu bewältigen, wäre selbst für einen erfahrenen Arzt keine leichte Aufgabe gewesen, besonders wenn Epidemien ausbrachen. Die Tatsache, dass unter ihrer Obhut kein Häftling starb – außer Pavla Podlázlová, die einem akuten Herzinfarkt erlag – betrachtet Blanka bis heute als Zeichen eines außerordentlichen, göttlichen Beistands, vor allem wenn man bedenkt, dass es unter den Häftlingen viele Alte und chronisch Kranke gab.

Allerdings konnte auch Blanka die Selbstmordversuche nicht verhindern, die eine Folge oft auftretender Depressionen waren. In diesem Zusammenhang erlebte sie Szenen, die an Horrorfilme erinnern. Einmal holte man sie in der Nacht zu einer Frau, die ihren Mann ermordet hatte. Am Jahrestag seines Todes vergiftete sie sich. Als Blanka sich bemühte sie wiederzubeleben, war es, als ob auf einmal alle Kräfte des Bösen erwachten und versuchten, sie daran zu hindern. Man hörte viele, unerklärliche Geräusche. Es schien ihr, als kämpfe sie nicht nur um das Leben der unglücklichen Frau, sondern auch um ihre Seele. Schließlich siegte Blanka und holte die Frau zurück ins Leben. Nicht alle Fälle gingen so gut aus.

Ich war eine Zeit lang mit einer älteren Frau auf der Zelle, sie hieß Zuzana und war Slowakin. Sie war, wie auch Babička Putnarka, als „Kulak“ verurteilt worden, gehörte also zu den politischen Häftlingen. Als sich der Tag ihrer Entlassung näherte, bemerkte ich, dass sie abends stets auf eine merkwürdige Art und Weise zu Bett ging. Sobald der Abendappell vorbei war, legte sie sich auf den Rücken, schloss die Augen und kreuzte ihre Arme über der Brust, als ob sie sich auf den ewigen Schlaf vorbereiten würde.

Wir fragten sie, warum sie das mache. Sie antwortete: „Mich erwartet noch ein anderes Gericht!“ Wir verstanden das nicht. Ihre Strafe hatte sie jedenfalls schon fast abgebußt und so zerbrachen wir uns nicht weiter den Kopf über ihr Verhalten. Kurze Zeit vor ihrer endgültigen Freilassung erhängte sie sich. Als Blanka geholt wurde, konnte sie nur noch ihren Tod feststellen.

Erst später erfuhren wir, dass Zuzana in der Untersuchungshaft dem Druck und der Einschüchterung nicht standgehalten und gegen ihre Nachbarn ausgesagt hatte. Diese ließen ihr dann über ihren Mann ausrichten, dass sie bei ihrer Rückkehr noch ein weiteres Gericht erwartete. Zuzana hielt das psychisch nicht aus und verurteilte sich selbst zur höchsten Strafe.

Vielleicht hoffte sie, so ihre Schuld zu tilgen und die Ehre der Familie wiederherzustellen. Es war eine harte Zeit und ein solcher Verrat wurde nicht verziehen. Der Verlust der Ehre bedeutete Schande für die ganze Verwandtschaft. Heute dagegen tun viele von denen, die in den 1950er Jahren schwere Schuld auf sich geladen haben, so, als seien sie ehrbare Bürger und bekleiden sogar hohe öffentliche Ämter. Zuzana, eine alte Bäuerin, gezeichnet von der lebenslangen, schweren Arbeit, kann jedoch (im Gegensatz zu ihnen) auf Gnade beim Jüngsten Gericht hoffen.

Blanka musste also neben den gewöhnlichen medizinischen Behandlungen auch ganz spezielle Situationen meistern, die für das Leben hinter Gittern charakteristisch waren. Als Mitglied der „Katholischen Aktion“ gehörte sie auch zu Růžekas „Familie“, doch verhielt sie sich zu allen Mitgefangenen, als seien sie ihre Geschwister. Nie war sie ungeduldig oder unfreundlich, nie zeigte sie ihre eigene Ermüdung. So verhielten sich allerdings auch die Krankenschwestern (Jiřinka Suchardová, Věrka Černá und Vilma Kolčavová, genannt Ťopka), die ganz wesentlich dazu beitrugen, dass Blanka diese Arbeit schaffen konnte. Sie waren nicht nur Mitarbeiterinnen, sondern wurden auch Freundinnen. Gemeinsam schufen sie eine Atmosphäre, die es gestattete nicht nur gesundheitliche Probleme zu besprechen. Eine ältere Frau ging mit hartnäckiger Regelmäßigkeit nur deshalb hin, um sich bestätigen zu lassen, dass es bis zur nächsten Zwetschgenernte sicherlich zu einem Umsturz komme. Es machte ihr nichts aus, dass die Zwetschgen schon so oft gereift und abgefallen waren. Immer wieder von Neuem wollte sie diese Nachricht aus dem Mund der Ärztin hören, diese unfehlbare Diagnose der politischen Situation, die ihr zu überleben half.

Diese menschliche Einstellung unseres medizinischen Personals überdauerte auch Blankas Entlassung. An ihre Stelle kam, neben anderen, Maria Hufová (unsere liebe Hůfka). In dieser Hinsicht hatten wir wirklich Glück.

Als ich viele Jahre später in einem normalen Krankenhaus lag, musste ich oft an die Krankenstation des Gefängnisses denken, an Ťopka, wie sie uns während ihrer Nachtwache um Entschuldigung bat, weil sie uns wecken und mit einer Injektion Schmerzen bereiten musste. Dabei war sie eigentlich nicht besonders zart besaitet. Im Gegenteil, sie zeichnete sich durch einen eigenwilligen, trockenen Humor aus. Einmal verursachte sie fast eine Katastrophe, als sie zu Silvester anlässlich eines Trinkspruchs lauthals eine „staatsfeindliche“ Rede hielt: Sie wünschte unseren Kerkermeistern mit witzigen Worten für's neue Jahr alles Schlechte. Der Aufseher Bajaja überraschte sie dabei und drohte an, Meldung zu machen. Das hätte das Ende all unserer Hoffnungen auf eine vorzeitige Haftentlassung bedeutet.

Glücklicherweise ließ er es sein – möge ihm das als eine gute Tat angerechnet werden. Blanka wurde nach sechs Jahren Haft freigelassen. Vorher lernte sie das Gesundheitswesen der Gefängnisse aber noch von der anderen Seite kennen. Bei einer Grippe-Epidemie hatte sie sich angesteckt, sodass man sie ins Krankenhaus St. Anna in Brünn (Brno) bringen musste. Dort wurde sie unvermutet zum Hassobjekt der zuständigen Aufseherin, die sie ohne jeden Grund beleidigte und auf verschiedene Weise schikanierte. Diese Dame gehörte wohl zu jenen Fanatikern, die Klassenhass für den Sinn des Lebens hielten.

Das gespannte Verhältnis fand ein unerwartetes Ende. Es geschah allerdings erst viele Jahre danach, als Blanka wieder ihren Arztberuf ausübte. Die zwei trafen auf dem Gang eines Krankenhauses zusammen und erkannten sich wieder. Die Aufseherin war eine gebrochene Frau. Sie schob ihren todkranken Mann in einem Rollstuhl vor sich her. Unter Tränen bat sie Blanka:

„Frau Doktor, Sie, die Sie selbst so viel erduldet haben, bitte retten Sie meinen Mann!“

Blanka war von dieser Begegnung erschüttert. Gerne hätte sie geholfen, allerdings kam in diesem Falle jede Hilfe zu spät, der Mann hatte nur noch kurze Zeit zu leben.

Die Rückkehr ins bürgerliche Leben war für Blanka nicht einfach. Sie musste eine Reihe von Schwierigkeiten überwinden, die nicht nur mit ihrer schlechten „Akte“ zusammenhingen, sondern auch mit ihrer angeschlagenen Gesundheit infolge der nicht gänzlich ausgeheilten Grippe. Während des ersten Jahres nach ihrer Entlassung war sie wiederholt arbeitsunfähig. Trotzdem hatte sie das Glück, dass all diese Probleme ihr Privatleben nicht beeinträchtigten. Sie heiratete einen Arzt, hat heute erwachsene Söhne und sogar Enkel. Ihr ganzes Leben lang arbeitete sie in ihrem Beruf. Kaum einer ahnt, wie viel Gutes sie im Verborgenen bewirkt hat. Es gelang ihr, die liebe-volle Einstellung, die sie im Gefängnis gegenüber ihren Patienten praktiziert hatte, auch im bürgerlichen Alltag zu leben. Darum denken ihre ehemaligen Patienten noch immer voller Dankbarkeit an sie. Auch wir, die ehemaligen Mithäftlinge, vergessen sie nicht. Für viele von uns war der Aufenthalt auf der Krankenstation in Pardubitz (Pardubice) der einzige Moment, wo sich jemand liebevoll um uns kümmerte. Und das in einer Zeit, da man uns mit solchem Aufwand davon zu überzeugen versuchte, dass wir keine Seele hätten.



Helena Kordová

Helenka wurde 1917 in Käsmark (Kežmarok) in der Slowakei geboren. Ihre Eltern erzogen sie (wie damals üblich) zur Vaterlandsliebe, die etwas anderes als Nationalismus bedeutet. Ihr Vater, ein Hotel- und Restaurantbesitzer in der hohen Tatra, ermöglichte ihr eine damals für Mädchen sehr ungewöhnliche Ausbildung. Helenka war sehr begabt und hatte sich hohe Ziele gesteckt. Nach dem Abschluss des Gymnasiums in ihrer Heimatstadt wollte sie auf eine internationale Schule in Schweden gehen, um danach in Paris Medizin zu studieren. Zur Vorbereitung belegte sie einen Sprachkurs am Englischen Institut in Prag.

Doch das Schicksal hielt für sie eine ganz andere Universität bereit und Prüfungsfächer, auf die man sich auch mit dem eifrigsten Studium nicht vorbereiten konnte: Glaube, Treue und Tapferkeit. Hier hatte niemand Anspruch auf einen zweiten Versuch, man konnte nur bestehen oder durch-

fallen und Helenka gehörte zu denen, die mit Ehre bestanden. 23-jährig heiratete sie den Berufsoffizier Oberst Alexandr Korda⁴³. Ihr Zusammenleben wurde bald von den Vorbereitungen und der Durchführung des slowakischen Nationalaufstands⁴⁴ geprägt. Oberst Korda war Befehlshaber



Oberst Alexandr Korda

des militärischen Ausbildungszentrums Oremov Laz, wo man Kriegsgerät aufbewahrte, das zum Kampf gegen die nationalsozialistische Armee verwendet werden sollte. Er trug also große militärische und moralische Verantwortung. Als der Aufstand ausbrach, ging Helenka zusammen mit ihrem neun Monate alten Kind zu ihrem Mann in die Berge. In diesem Lebensabschnitt, wo ihre Existenz ständig vom Tod bedroht war, entstand zwischen den Eheleuten jene tiefe Freundschaft, die man nur in Augenblicken höchster Gefahr

erwirbt und die sich dann in solchen Augenblicken stets aufs Neue bewährt. Der militärische Misserfolg des Volksaufstands trennte sie.⁴⁵ Oberst Korda kam in deutsche Gefangenschaft, überlebte aber alle Strapazen.

Nach dem Kriegsende glaubten die Eheleute, dass ihnen etwas Ähnliches niemals mehr widerfahren könne. Doch 1948 kam es zum kommunistischen Putsch und im Mai 1949 wurde Oberst Korda, der damals an der Militärakademie in Hranice tätig war, festgenommen und beschuldigt, Kontakte zu einer antikommunistischen Widerstandsbewegung zu haben.

In der berüchtigten fünften Abteilung des Verteidigungsministeriums⁴⁶ wurde er bei den Verhören brutal misshandelt. Sie zwangen ihn, Abgase einzuatmen bis er ohnmächtig wurde. Dann stellten sie ihn in ungelöschten Kalk und gossen Wasser hinzu. Der Schmerz war so unerträglich, dass er fast den Verstand verlor. Als Folge blieben seine Füße für immer verkrüppelt. Trotzdem antwortete dieser gequälte Mann, als für ihn die Todesstrafe beantragt wurde und der Richter ihn fragte, ob er um Gnade bitten möchte, stolz: „Gnade von euch? Niemals!“

Als seine slowakischen Landsleute erfuhren, dass er zum Tode verurteilt worden war, zogen sie in großer Zahl nach Prag vor das Berufungsgericht und skandierten: „Wir lassen nicht zu, dass Oberst Korda gehängt wird!“ Sie wiesen darauf hin, dass Korda gerade eben noch als Held des Widerstands gegen die Nationalsozialisten gefeiert worden war. Diese Proteste bewirkten, dass das Todesurteil in lebenslange Haft umgewandelt wurde. Oberst Korda wurde aber nicht nur in der Slowakei verehrt. Später erzählte unsere Mitgefangene Jura Högerová, dass ihr Mann mit Oberst Korda eine Zelle geteilt

und berichtet hatte, dass viele Häftlinge ihn nicht (wie unter Häftlingen üblich) geduzt, sondern nur mit „Herr Oberst“ angeredet hatten und dass sie ihn während des Freigangs stützten, weil er mit seinen durch die Folter verkrüppelten Füßen nicht auftreten konnte.

Helenka wurde ein halbes Jahr später als ihr Mann festgenommen. Die Untersuchungshaft absolvierte sie in Ruzyně, wo die schlimmsten Bedingungen herrschten. Sie war oft in Einzel- und Dunkelhaft. Obwohl es in der Zelle Tisch und Stuhl gab, durfte sie sich nicht setzen, sondern musste den ganzen Tag im Kreis herumlaufen. Auch wenn sie nicht ganz so grausam wie ihr Mann behandelt wurde, war sie doch am Ende ihrer Kräfte und es schien ihr oft, dass der Tod besser wäre als so ein Leben.

In Zeiten der Dunkelhaft, wenn sie nicht wusste, ob es Tag oder Nacht ist, als sie buchstäblich „im Tal der Schatten wanderte“⁴⁷, musste sie all ihre Willenskraft aufwenden, damit die Finsternis nicht auch Macht über ihr Denken gewann. Aus Brotkrumen stellte sie die Perlen eines Rosenkranzes her, reihte sie auf einen Faden, den sie aus dem Stoff ihrer Häftlingskleidung gezogen hatte, und flehte zu Gott: „Lieber Gott, sollte ich hier je lebend rauskommen, so will ich Dich dort besuchen, wo Du erniedrigt und getötet wurdest, in Jerusalem!“ Damals war das ein geradezu abenteuerliches Gebet, ohne jeden Funken Hoffnung auf Erfüllung zum Himmel gesandt und tatsächlich ging der Wunsch in Erfüllung, allerdings erst viele Jahre später. Die Untersuchungshaft war nur die erste Station auf dem Kreuzweg, den sie noch vor sich hatte.

Helenka wurde zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt und zu einem Arbeitskommando in den Eisenhüttenwerken von Kladno gebracht. Von dort führte der Weg über Rakonitz (Rakovník) und Jungbunzlau (Mladá Boleslav) nach Pardubitz (Pardubice). 1952 wurde Helenka bei der körperlichen Schwerstarbeit in den Eisenwerken von Pardubitz (Pardubice) verletzt. Lange Zeit ließ man sie auf eine notwendige Operation warten. Kurz nach ihrer Rückkehr aus dem Gefängnis Krankenhaus Pankratz (Pankrác) nach Pardubitz (Pardubice) befahl ihr eine Aufseherin, den Zellenboden zu schrubben. Vergebens wehrte sich Helenka und wies darauf hin, dass sie noch keine schweren Gegenstände heben dürfe. Die Aufseherin schrie sie an, sie werde mit so einer Zimmerliese schon fertig werden. Aus Angst, mit Korrespondenzverbot belegt zu werden, gehorchte Helenka und es geschah, was sie befürchtet hatte: Die Nähte platzten, die Schmerzen kamen wieder und auf die nächste Operation musste sie wieder ein ganzes Jahr lang warten. Im Gefängnis-Krankenhaus von Pankratz (Pankrác) kam es zu ihrem Zusammentreffen mit der Ordensschwester Zdenka Schelingová. Obwohl sie nur drei Wochen

miteinander verbrachten, führte diese Begegnung zu einer tiefen Verbindung zweier ganz unterschiedlicher Lebenswege. Während Schwester Zdenkas Leben einen kurzen, steilen und einsamen Pfad direkt zu ihrer geliebten Sonne nahm, war Helenkas Weg lang und führte zeitweise in scheinbar ausweglose Situationen.

Ich lernte Helenka 1957 in Pardubitz (Pardubice) kennen, als wir derselben Zelle zugeteilt wurden. Trotz allem, was sie schon hinter sich hatte, war sie eine witzige, fröhliche, junge Frau voll Optimismus und Zukunftshoffnung. Natürlich quälten sie wie alle Mütter die Sorgen um ihr Kind, den kleinen Saša, den sie im Alter von sechs Jahren hatte verlassen müssen. Doch sie hoffte auf eine gemeinsame Freilassung mit ihrem Mann und dass es ihnen gelingen würde, die zerschlagene Familie wieder aufzubauen. Regelmäßig schrieben sie einander und diese Korrespondenz war für Helenka trotz der Zensur, die jeder Brief passieren musste, ein großer Trost.

Während der neun Jahre dauernden Trennung bewahrten die Eheleute ihre Zusammengehörigkeit wie ein Licht, das sie behüteten und von Gefängnis zu Gefängnis trugen, durch Einzel- und Dunkelhaft, durch die Tage voll schwerster Arbeit und Erniedrigung. Helenka klammerte sich daran wie an eine Quelle lebendigen Wassers mitten in der Wüste des Gefängnisses. Es war, als ob ihr ganzes Leben davon abhing. Ich weiß nicht, ob die Trennung auch für einen Mann so hart ist. Růženka Vacková war der Ansicht, dass Männer die Einsamkeit besser ertragen, weil der erste Mann, Adam, ursprünglich allein auf der Welt war. Sie hatte eine Menge solch merkwürdiger, origineller Einfälle.

Im Herbst 1958 wartete Helenka lange Zeit vergebens auf einen Brief ihres Mannes. In ihrem letzten Schreiben hatte sie ihm ein von ihr verwahrtes Foto geschickt, das sie und ihren gemeinsamen Sohn zeigte. Es machte sie glücklich, sich vorzustellen, welche Freude ihm das bereiten würde. Eines Tages kam der Brief zurück, versehen dem Vermerk: „Zustellung nicht möglich. Adressat am 13. August 1958 verstorben.“ Helenka traf diese kalte, amtliche Mitteilung wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Das Feuer der Verzweiflung schien auch ihren Glauben an Gott zu verzehren. Eine der Mitgefangenen, Gizella Kováčová, erinnert sich an die Szene, die unmittelbar darauf folgte.

Helenka rannte wie von Sinnen auf dem Gefängnishof hin und her, niemand wagte sich ihr zu nähern. Růženka Vacková fand schließlich den Mut, sie fest am Arm zu nehmen und mit ihr zu sprechen:

„Helenka, ich weiß, was du jetzt durchmachst, doch lass uns gemeinsam den Rosenkranz für deinen Mann beten und du wirst dich beruhigen.“ Helenka antwortete mit Gotteslästerungen. Růženka erwiderte geduldig:

„Ich verstehe dich, ich verstehe, was du denkst. Hadere du mit Gott und ich werde beten. Wir werden sehen, wer gewinnt ...“

Růženka hatte offenbar begriffen, dass sich hinter Helenkas Ausbruch die verzweifelte Frage verbarg: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“⁴⁸

Růženkas Worte schienen Helenka etwas zu beruhigen. Sie wurde still und schien sich damit abzufinden, dass sie nun allein war, dass ihr der einzige Halt, den sie hatte, genommen worden war. Doch mit der Flamme der Verzweiflung war offenbar auch die Flamme des Lebens in ihr erloschen. Unsere fröhliche und gesprächige Helenka, die sich für alles interessierte, auch gerne mit den anderen sang (besonders mit Jura Högerová, die eine wunderschöne Stimme besaß), hatte eine merkwürdige Veränderung durchgemacht. Auch wenn sie ständig unter uns war, schien es, als sei sie fortgegangen. Sie haderte nicht mehr, warf weder Gott noch den Menschen irgendetwas vor, sprach nicht mehr über ihr Unglück. Wenn sie überhaupt etwas sagte, dann nur das Allernotwendigste. Nichts interessierte sie. Kurz, sie lebte nicht mehr, sie überlebte bloß. Nur manchmal vor dem Schlafengehen fragte sie mit schwacher Stimme, mehr für sich selbst: „Mein Gott, warum wieder ich? So Vieles wollte ich ihm noch erzählen. Gern hätte ich wenigstens seine verletzten Füße berührt.“ Es kam keine Antwort und sie erwartete auch keine mehr.

1960 wurde Helenka nach zehn Jahren Haft zusammen mit vielen anderen durch eine Amnestie in die Freiheit entlassen. Besser gesagt, sie konnten zwar das Gefängnis verlassen, doch von Freiheit konnte keine Rede sein und in vielen Fällen gab es auch kein Zuhause mehr. Oft waren die Familien nach den vielen Jahren der Trennung völlig zerfallen. Auf Helenka wartete nur ihr Kind. Es war aber kein Kind mehr, sondern ein 17-jähriger junger Mann. Die Jahre seiner Kindheit waren unwiederbringlich verloren. Helenka stand vor der schwierigen Aufgabe, das emotionale Band zwischen Mutter und Kind zu erneuern. Das war aber nur eine der Anforderungen, denen sie sich stellen musste. Zuerst musste sie sofort eine Arbeit finden und ihre materielle Existenz sichern. Sie fand eine Stelle im Lager eines Restaurantbetriebes, was wieder körperlich schwere Arbeit bedeutete.

1968, nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in die Tschechoslowakei, entschloss sich Helenka (hauptsächlich ihres Sohnes wegen) zur Emigration. Sie wählte Großbritannien, da sie den mutigen Kampf dieses Landes gegen die Nazis bewunderte. Es war schwer, im Exil Fuß zu fassen. Anfangs arbeitete sie in einem Londoner Restaurant als Köchin.

Ganz auf sich allein gestellt musste sie den zahlreichen Anforderungen in einem fremden Land gerecht werden. Aber es war ein freies Land und



für Helenka begann trotz allem ein neuer, glücklicherer Lebensabschnitt. Nach vielen Jahren wurde auch ihr Gebet erhört, das sie aus den Tiefen der Dunkelzelle in Ruzyně zum Himmel gesandt hatte: Sie machte eine Pilgerfahrt nach Jerusalem. In Rom wurde ihr sogar eine Privataudienz bei Papst Paul VI. gewährt. Sie überreichte ihm den Rosenkranz, den sie einst aus Krumen des Gefängnisbrotes hergestellt hatte. Der Papst empfing das Geschenk mit den Worten: „Eine so kostbare Gabe habe ich noch nie bekommen.“ Nach 1989, als die Grenzen geöffnet wurden, konnte Helenka endlich wieder die Slowakei besuchen und das Versprechen einlösen, das sie Schwester Zdenka in der düsteren Zelle in Pankratz (Pankrác) gegeben hatte: Sie legte auf ihrem Grab einen Strauß weißer Rosen nieder.

Helenka hat bereits das 80. Lebensjahr überschritten und lebt in England bei der Familie ihres Sohnes. Sie hat einen Weg hinter sich, auf dem ihr das Leben manchmal nur noch eine Last war. Als Sechsjähriger hatte ihr Sohn Saša dem Vater damals nach der Urteilsverkündung ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet, eine Geste, mit der seine Kinderhand ihn schützen wollte. Heute ist er selbst Vater von erwachsenen Kindern. Das Licht des Lebens ist auf die nächsten Generationen übergegangen und die Zeit hat die meisten Wunden geheilt – außer einer, der Sehnsucht nach ihrem Mann, dem mutigen Soldaten und liebevollen Ehemann und Vater.

Im Jahre 1990 nahm Helena Kordová vom Präsidenten der Tschechoslowakischen Republik Vaclav Havel eine Verfügung in Empfang, die Oberst Korda posthum zum Generalmajor beförderte. Fünf Jahre später wurde in ihrer Anwesenheit eine Straße in der Stadt Vrútká nach ihm benannt. Schließlich verlieh man im Jahre 2000 auf Anordnung des Verteidigungsministers der Slowakischen Republik der militärischen Formation 4558 Lest' den Ehrentitel „Kompanie General Alexandr Korda“.

Das Leben kann ihm keiner zurückgeben, doch wurde ihm und seiner Familie endlich die Ehre wiedergegeben, für die er sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte.

Bedřiška Synková (Federike Hoffmann)



Bedřiška Hoffmannová, 1968 vor der Emigration

Es war ein herbstlicher Abend des Jahres 1968. Nach einem langen Arbeitstag brachte ich die Kinder ins Bett und machte mich auf, ganz Prag zu durchqueren, um meine Freundin Bedřiška, die wir Bejba nannten, zu treffen. Die Fahrt war lang. Sie dauerte über eine Stunde, aber ich war froh, mir erlauben zu können, untätig dazusitzen und mich den Gedanken hinzugeben, die in letzter Zeit wie ein Albdruk auf meiner Seele lasteten.

Bejba hatte sich entschlossen, zusammen mit ihrer Familie zu emigrieren, für immer die Heimat zu verlassen und irgendwo in der Fremde ein neues Zuhause zu finden. Damals entschied sich eine ganze Reihe von Menschen für diesen Weg, unter ihnen natürlich auch viele ehemalige politische Häftlinge.

Die Mehrheit von uns war nur auf Bewährung frei und niemand wusste, was passieren würde, wenn sich die kurzzeitige Öffnung des „eisernen Vorhangs“⁴⁹ wieder schließen würde. Wegzugehen bedeutete aber auch, unsere Niederlage einzugestehen, das Land aufzugeben, auf das wir und unsere Nachkommen ein Recht hatten, den letzten Funken Hoffnung auszutreten, den wir 20 Jahre lang angstvoll am Leben erhalten hatten.

In der Straßenbahn hingen noch Plakate mit verschiedenen schönen Parolen und feierlichen Vorsätzen: wir würden den Idealen der Freiheit treu bleiben, gemeinsam der Gewalt widerstehen, auch wenn uns wieder einmal alle verlassen hätten, etc. Dazwischen gab es aber auch schon verleumderische Aufrufe von Vertretern der Partei und der Regierung: man solle Ruhe bewahren, man solle sich nicht von Provokateuren und feindlichen Elementen zu unüberlegten Aktionen hinreißen lassen. Sieh einer an, dachte ich müde, schon wieder sind wir bloß „Elemente“. Noch wagten sie es zwar nicht, die Okkupation öffentlich zu billigen, aber innerhalb kurzer Zeit, sobald sich die Situation „normalisiert“⁵⁰ hatte, tauchte in Fragebögen für die „Kaderakte“⁵¹ folgende neue Frage auf: „Haben Sie die Ankunft der Armeen des Warschauer Pakts befürwortet?“ Und viele Menschen, die noch vor kurzem bereit waren, einiges für die Freiheit zu riskieren, schrieben jetzt in diese Rubrik „ja“, nur damit sie ihre Arbeit behalten konnten. In der Straßenbahn klebte ein Gedicht mit dem Titel: „Ruhe bewahren!“ Es hielt all diesen neuen, irreführenden und hinterhältigen Aufforderungen, die darauf zielten, dass wir uns freiwillig wieder die Hände fesseln lassen sollten, einen Spiegel vor. Ich erinnere mich nicht an das ganze Gedicht, nur an einzelne Zeilen:

Ruhe bewahren!

Sie besetzen euer Land? – Ruhe bewahren!

Sie haben euern Sohn erschossen? – Ruhe bewahren!

Das Gedicht endete mit der Prophezeiung, das einzige Zeugnis der Existenz unseres Volkes werde dereinst ein toter, fühlloser, mit Moos bewachsener Stein sein, der die Aufschrift trägt:

Wir haben Ruhe bewahrt!

Durch ihren Wahrheitsgehalt weckten diese Worte in mir eine solche Verzweiflung, dass ich lieber die Augen schloss und mich im Geiste in eine andere Zeit und an einen anderen Ort versetzte. Als ich noch im Gefängnis

war, floh ich auf diese Weise nach Hause, nun war es umgekehrt. Ich rief mir jenen Tag ins Gedächtnis, an dem ich Bejba das erste Mal getroffen hatte. Es war auf dem großen Appellplatz von Zelis (Želiezovce), wo wir morgens zur Arbeit antreten mussten. Etwas abseits von den anderen Mädchen stand



Bedřiška Synková, 1954 in der Untersuchungshaft

eine erbarmungswürdige Gestalt: zerknitterte Häftlingsuniform, Schuhe eine Nummer zu groß, Füße noch mit Lappen umwickelt, all das wies auf einen Neuzugang hin. Das in vielen Monaten Untersuchungshaft blass gewordene Gesicht war ein untrügliches Zeichen, dass sie nicht zur Kategorie der abgebrühten Kriminellen gehörte, sondern eine von uns war. Ihre Hände waren leer. Es war offensichtlich, dass sie auf den Alltag der Häftlingsarbeit gar nicht vorbereitet war, da sie nicht einmal ein Stück Brot bei sich trug. Ich konnte mir vorstellen, wie sie gegen Mittag hungern würde. Ich dachte an die von der Sonne verbrannte Haut und die Schwielen an den Händen. Es war an der Zeit, das weiterzugeben, was Brigitka für mich getan hatte, als ich der Neuling war.

Ich sprach sie an, ließ sie an meinen Erfahrungen teilhaben und führte sie in die kleinen Geheimnisse ein, die uns das Leben leichter machten. In kurzer Zeit entstand zwischen uns eine unzertrennliche Freundschaft. Es zeigte sich, dass ich mit meiner Einschätzung richtig lag. Bejba war 1954 verhaftet worden. Man verurteilte sie für ihre illegale Tätigkeit bei den Pfadfindern⁵², die von den Kommunisten verboten worden waren, zu zehn Jahren.

Es war einer der letzten Prozesse gegen eine ganze Gruppe.⁵³ Später ging es meistens nur noch um individuelle Aktionen. Bejba war selbstbewusst und geradlinig (manchmal fast zu geradlinig). Sie glaubte immer noch, es sei möglich, im gewöhnlichen Leben und selbst im Gefängnis nach Pfadfindergrundsätzen⁵⁴ zu leben. Dass wir uns anfreundeten bedeutete keinesfalls,

dass wir auch immer die gleichen Ansichten hatten. Im Gegenteil, manchmal stritten wir, dass die Funken stoben. Oft sprachen wir sogar nach dem Streit einige Zeit nicht mehr miteinander, aber wir versöhnten uns immer wieder. Außer Bejba gab es dort niemanden, mit dem ich so offen und ungeschützt diskutieren konnte. Niemals hätte ich in gleicher Weise mit Tonička oder Brigitka umgehen können. Die beiden waren stets bereit, die Meinung anderer Menschen zu akzeptieren, ihre Fehler zu verstehen und im Voraus zu verzeihen. Bejba und ich dagegen sagten uns oft ziemlich unangenehme Dinge direkt ins Gesicht, allerdings wirklich stets nur ins Gesicht. Niemals sprachen wir hinter dem Rücken der anderen schlecht übereinander, was ja gerade bei „besten Freundinnen“ öfter mal vorkommen soll. Bejba war auch bei den anderen Mädchen sehr beliebt. Ihre Energie und Lebensfreude waren ansteckend und gerade das tat in dieser Umgebung, wo jeder schon irgendwelche seelischen Verletzungen erlitten hatte, besonders gut.

Ihre Seele schien wie unberührt und frei von Verbitterung. Bis zu ihrem 19. Lebensjahr lebte sie in der Geborgenheit einer liebevollen siebenköpfigen Familie. Vor der Haft war sie noch in der Ausbildung gewesen und hatte vielerlei Interessen verfolgt, zu denen auch das Reiten und die Musik gehörten. Als im Lager der Besitz von Geigen und Gitarren erlaubt wurde, gehörte sie zu denen, die uns vorspielten und so nach der harten Arbeit des Tages für die einzigen angenehmen Augenblicke sorgten.

Bis heute ist mir nicht klar, was den Lagerkommandanten dazu bewogen hatte, Musikinstrumente zuzulassen. Es war eine außergewöhnliche Geste, die allerdings auch nicht von langer Dauer war. Vielleicht wollte er nur demonstrieren, dass in seinem Verantwortungsbereich Kulturarbeit geleistet wird, aber ich will es ihm auch nicht als gute Tat absprechen. Um die musizierenden Mädchen herum bildeten sich dann weitere Grüppchen, die sangen, zuhörten oder einander Geschichten erzählten.

Auf dem Weg zu Bejba, während der langen, traurigen Straßenbahnfahrt durch Prag kamen mir viele Gesichter in den Sinn, die an diesen musikalischen „Soireen“ teilgenommen hatten. Ich erinnerte mich an Mädchen, die wunderschön singen konnten. Zu ihnen gehörte die junge Slowakin Norika Dvovecká, die wir Nachtigall nannten, weil es eine Freude war, ihr zuzuhören. Aber auch die Geschichtenerzählerinnen, die zu unserer Unterhaltung beigetragen hatten, tauchten wieder vor meinem geistigen Auge auf. Lächelnd erinnerte ich mich an eine Episode, die Věra Pekárková beige-steuert hatte: Einmal war sie nach dem Verhör mit verbundenen Augen vom Aufseher abgeführt und in eine Zelle geschoben worden, deren Tür er sofort verschloss. Noch bevor sie dazu kam, sich die Augenbinde abzunehmen,

hörte sie ein schüchternes „Guten Tag“. Dann erst sah sie erschrocken, wie in der Ecke des Zellenklos ein Mann verlegen aufstand. Nun ebenfalls in Verlegenheit gebracht, wandte sie die Augen ab und beide überlegten eine Sekunde, was das wohl wieder für ein neuer Trick der Staatssicherheit war. Der alte Herr fasste sich als erster. Höflich und möglicherweise auch erfreut über dieses unerwartete Abwechslung, sagte er einladend:

„Herzlich willkommen! Mein Name ist ...“

Doch bevor er sich vorstellen konnte, war dem Aufseher sein Fehler klar geworden. Er riss die Tür auf, packte Věra am Kragen und zog sie wütend aus der Zelle. Dann brachte er sie in ihre Einzelzelle.

Unsere Mädchen hatten viele solcher Geschichten auf Lager, die sie sich gerne untereinander erzählten. Heute würde das wohl niemand mehr besonders unterhaltsam finden, aber damals, als unser Leben so öde verlief, waren wir für jeden Moment dankbar, in dem wir lachen konnten.

Bejba erinnert mich immer wieder daran, dass es auch diese fröhlichen Augenblicke gab, mit denen wir uns die Haft erleichterten. Sie selbst sammelte neue Lieder und verbesserte ihr Gitarrenspiel. Darüber hinaus wollte sie uns in christlicher Tugend vervollkommen.

Einmal bekamen wir eine Broschüre in die Hände, die eine Anleitung zur „Erlangung der Krone der Heiligkeit“ enthielt. Die erste Empfehlung war, keinen Tag ohne eine gute Tat verstreichen zu lassen. Bejba begeisterte sich für diesen Gedanken und überzeugte mich, dass die langen Gefängnisjahre uns eigentlich eine einzigartige Gelegenheit bieten würden, einen Heiligenschein zu erwerben. Als Opfer unserer guten Taten suchten wir uns zwei alte Frauen aus. Wir räumten für sie auf, putzten ihnen die Schuhe und erwiesen ihnen noch viele andere Dienste.

Ich muss gestehen, dass wir keinen Erfolg hatten. Die meine steigerte ihre Ansprüche von Tag zu Tag. Bald schon riss mir der Geduldsfaden und ich sagte ihr, sie solle ihre Sachen wieder selber machen. Sie erwiderte, meine Dienstfertigkeit sei ihr sowieso von Anfang an verdächtig vorgekommen. Die andere Frau, derer Bejba sich angenommen hatte, fand bald ein besonderes Vergnügen daran, ihre Wohltäterin andauernd zu belehren. Schließlich wies Bejba sie darauf hin, dass ein langer Bart und graue Haare noch keine Weisheit bedeuteten. Die Alte war beleidigt und so kamen unsere Bemühungen um das Erwerben eines Heiligenscheins zu einem definitiven Ende.

Aber Bejba hatte ihre Absicht doch noch nicht ganz aufgegeben. Durch die Frauen der „Katholischen Aktion“ erfuhren wir, dass die Kommunisten auf dem Friedhof von Budweis (České Budějovice) ein wunderschönes großes Kreuz entfernt hatten. Bejba war entsetzt über diesen Frevel und

schlug mir vor, als Ersatz eine möglichst große Anzahl kleiner Kreuze aus den Griffen unserer Zahnbürsten zu schnitzen. So schnitzten wir fleißig und hofften, dass wir damit die Strafe Gottes, die unser Volk dafür treffen würde, etwas abmildern.

Um auch sprachlich nicht auf das vulgäre Niveau der kriminellen Gefangenen zu sinken, nahmen wir uns vor, ihre Ausdrücke nicht zu benutzen. Bejba erfand stattdessen Bezeichnungen, die nur dem verständlich waren, der ihre Entstehungsgeschichte kannte. Zum Beispiel gibt es im Tschechischen eine sehr schmutzige Bezeichnung für Prostituierte, die ihrem Klang nach dem deutschen Wort Kurve ähnelt. Bejba übersetzte nun einfach das deutsche Wort Straßenkurve ins Tschechische (zatačky). Und so diente uns das unverfängliche „zatačky“ fortan nicht nur als Bezeichnung für die Gruppe der Prostituierten, sondern wir fanden es auch sehr passend für alle Angestellten des Innenministeriums, die über uns ihre unumschränkte Macht ausübten.

Einmal weigerte sich Bejba, eine offensichtlich unsinnige Anordnung auszuführen. Der Aufseher wollte darüber Meldung machen und ihre Häftlingsnummer aufschreiben. Bejba löste das Problem, indem sie sich umdrehte und einfach wegrannte. Nie vergesse ich den Anblick, wie sie mit ihrem langen, wehenden Haar über den großen Lagerhof von Želiezovce eilte. Der Aufseher rannte hinterher, aber Bejba war schneller. Sie versteckte sich in der Baracke mit den Latrinen. Lange wartete der Aufseher vor dem Eingang und fragte jeden, wer die Person mit den langen Haaren sei. Nach einer Weile brachte ich Bejba ein Tuch, mit dem sie ihren Kopf verhüllte. Glücklicherweise konnte der Aufseher nicht herausfinden, wer sie war, denn sonst hätte sie der Arrest erwartet und das war nichts Angenehmes.

Die Arrestzelle von Želiezovce unterschied sich von den gewöhnlichen Zellen durch ihre „Ausstattung“. Die Liege war aus Beton und die Zellentür hatte ein winziges, vergittertes Fenster. Die Betonliege hatten die Häftlinge selbst bauen müssen. Auch ich hatte daran gearbeitet.

Später sah ich einmal eine gefesselte Frau mit dem Gesicht nach unten, hingestreckt auf dieser Liege. Sie steckte in einer Zwangsjacke und beim flüchtigen Hinsehen konnte man gar nicht erkennen, dass dort ein Mensch lag. Es sah aus wie ein formloses Paket. Sie gehörte nicht zu unseren Mädchen, sondern war eine von den kriminellen Häftlingen. Es wurde erzählt, dass einmal eine auf diese Weise gefesselte Frau an einem Asthmaanfall gestorben war.

Bejbas Flucht war damals also keinesfalls nur ein lustiger Streich gewesen oder der Versuch, den Aufseher etwas auf Trab zu bringen.

Die Bilder der Erinnerung zogen durch meinen Kopf. Die Zeit im Gefängnis war sehr hart. Bejba und ich unterstützten uns gegenseitig, so gut wir konnten. Trotzdem schien es uns manchmal unmöglich, all das zu überstehen. Unsere Freundschaft blieb auch nach der Haftentlassung bestehen.

Wir waren ohne größere Schäden zurückgekommen und hatten später sogar Kinder geboren. Jetzt aber war alle Hoffnung zu Ende. Ich musste die Augen öffnen und mich der unerbittlichen Wirklichkeit stellen.



Bedřiška Hoffmannová 1967
mit ihrem Sohn Albert

Als ich bei ihnen ankam, war es später Abend. Die ganze Familie war schon reisefertig, nur der kleine Albert schlief. Als sie ihn weckten, wehrte er sich, zeigte auf sein warmes Bettchen und rief den Eltern zu: „Schlafengehen! Schlafengehen!“

Aber alle machten ein Gesicht, als ob sie ihn nicht verstanden. Dann kamen wir mit dem Gepäck am Bahnhof an, wo schon andere Familien mit Kindern herumstanden. Mir wurde bewusst, wie viele Menschen hier für immer ihre Heimat verließen. Mein Vater pflegte zu sagen, die Emigration sei ein Ausbluten des Volkes. Ihre Liebe und ihre Talente würden von nun an fremden Ländern gehören und damals fühlte ich, wie sie alle in der Heimat eine Wunde hinterließen, einen leeren Ort, als habe man einen Baum gefällt.

Dann folgte der letzte Händedruck, die Versprechungen, dass wir uns schreiben würden, und der Zug mit meiner Freundin Bejba und den vielen anderen tschechischen Emigranten verschwand in der Nacht.

Erst 21 Jahre später, nach der Revolution von 1989, konnte ich Bejba mit ihrer Familie auf dem Prager Hauptbahnhof, da wo wir uns damals verabschieden mussten, wieder begrüßen. Unsere Freundschaft hatte durch die Zeit der Trennung keinen Schaden genommen, obwohl sie sich nur in Briefen ausdrücken konnte. Nach der Öffnung der Grenzen kamen wir zu einer merkwürdigen, unerwarteten Erkenntnis: Unsere Emigranten hatten ihre Entscheidung zu gehen nie bereut, aber auch wir bereuten nicht, dass wir geblieben waren. Sie waren keine gefälltten Bäume. Sie waren umgepflanzte Bäume. Gefällte Bäume tragen keine Früchte mehr. Sie aber hatten der Heimat oft mehr genutzt, als es uns möglich war, die wir geblieben waren. Sie gaben Zeitschriften heraus, gründeten Vereine, organisierten Hilfe für weitere Flüchtlinge und Vertriebene aus dem Lager des „real existierenden Sozialismus“. Sie repräsentierten unsere Kultur in der Welt und bauten Denkmäler für die Opfer der kommunistischen Unterdrückung. Das erste Denkmal dieser Art wurde im österreichischen Altnagelberg errichtet. Vor allem aber bezeugten sie, was der Kommunismus in der Praxis bedeutet. Im Licht der Zeitzeugenschaft dieser ehemaligen politischen Häftlinge erscheinen die marxistischen Theorien, welche noch immer in der freien Welt kursieren, wie das Dreschen von leerem Stroh.

Mit Bejba treffe ich mich regelmäßig. Sie ist endgültig in der Schweiz geblieben. Wir teilen all unsere Sorgen, vor allem die Sorge um den Zustand unseres Heimatlandes. Wir sind alt geworden. Körper und Denken beginnen Anzeichen dessen zu zeigen, was man bei Maschinen „Materialermüdung“ nennt. Heute wäre Bejba sicherlich nicht mehr in der Lage, irgendeinem Aufseher zu entkommen, selbst wenn er hinken würde. Der Schmerz ist vergangen und neue, junge Bäume wachsen, die Anspruch auf ihren Platz an der Sonne haben.

Mit diesen Gedanken an die Emigranten beende ich die Erinnerungen an unsere Mädchen. Es fällt mir schwer aufzuhören, denn ich kenne noch zahlreiche Schicksale, die es wert wären, niedergeschrieben zu werden. Doch es gibt sicherlich noch viele Zeitzeuginnen, die ihre Erinnerungen mitteilen wollen und ich will mir nicht nachsagen lassen, ich ließe sie nicht zu Wort kommen.



Prag im August 1968

Anmerkungen

¹ Die kommunistischen Machthaber betrachteten ihre Gegner als Kriminelle. Deshalb gab es in ihren Augen keine politischen Gefangenen. Der Kommandant gibt hier die offizielle Sprachregelung wieder.

² „Siegreicher Februar“, propagandistische Bezeichnung für den kommunistischen Putsch im Februar 1948.

³ Želiezovce, Straf- und Arbeitslager in der Slowakei nahe der heutigen Grenze zu Ungarn. 400 Frauen (kriminelle und politische Gefangene) mussten hier schwere Landarbeit verrichten.

⁴ Katholische Aktion, gegr. 1868 von Papst Pius XI., Laienbewegung zur Bewahrung christlicher Werte in der Gesellschaft. In der Tschechoslowakei gehörten ihr viele Ärzte und Krankenschwestern an. Nach dem kommunistischen Verbot 1948 wurden über 600 Anhänger der „Katholischen Aktion“ verhaftet.

⁵ Dekan, Vorsteher einer Gruppe katholischer Priester.

⁶ Gemeint ist die Teilung der Tschechoslowakei von 1993 in einen tschechischen und einen slowakischen Staat.

⁷ Das Strafmaß 15 Jahre wurde meist nur beim Vorwurf von Spionage und Hochverrat verhängt.

⁸ Manche Anwälte versuchten, das Strafmaß für ihre Mandantinnen zu mindern, indem sie darauf verwiesen, die Frauen hätten nur unter dem Einfluss von Männern gehandelt. Einige Frauen ließen sich aber den Stolz, selbstständig gehandelt zu haben, nicht nehmen und bekamen dafür höhere Haftstrafen.

⁹ Šimková, Dáša: Byly jsme tam taky, Toronto, 1980/Prag, 2003.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Wie Deutschland und Berlin waren auch Österreich und Wien in den Jahren 1945–1955 von den Alliierten in vier Besatzungszonen aufgeteilt worden.

¹² Counter Intelligence Corps (CIC) war ein Nachrichtendienst der USA, der während des Zweiten Weltkrieges als polizeiähnliche Spionage-Abwehrabteilung der Armee gegründet wurde und mit dem viele Tschechen schon während der deutschen Besatzung zusammengearbeitet hatten.

¹³ Hirtenbrief, Rundschreiben eines Bischofs zu besonderen, auch tagespolitischen Themen; wird vom Priester während des Gottesdienstes (Messe) verlesen.

¹⁴ Ruzyně, berüchtigtes Untersuchungsgefängnis in der Nähe des heutigen Prager Flughafens.

¹⁵ Rosenkranz, Perlschnur, bei der jeder Perle ein spezielles Gebet zugeordnet ist. Obwohl die Autorin in einer katholisch gläubigen Familie aufwuchs, war ihr dieser Ritus bis dahin nicht vertraut.

¹⁶ Pankrác, Stadtteil im Süden von Prag, Synonym für das berüchtigte Folter- und Hinrichtungsgefängnis, erbaut 1889, während der deutschen Besatzung Dienststelle der Gestapo, auf Befehl Himmlers wurde eine Hinrichtungsstätte mit Guillotine eingerichtet, in den 1950er Jahren Sitz des Berufungsgerichts. Alle politischen Gefangenen kamen nach Pankrác, wo sie auf den Ausgang ihres Berufungsverfahrens oder nach der Verurteilung auf den Transport in die Straf- und Arbeitslager warten mussten. Hinrichtungen fanden nun am Galgen hinter dem Haftkrankenhaus statt.

¹⁷ Paní (tschech.): Frau.

¹⁸ Zu den Zuständigkeiten der Gerichte siehe Nachwort.

¹⁹ Tschechisches Trinklied mit besonders traurigem Text.

²⁰ Václav Černý (1905–1987), tschech. Literaturwissenschaftler und Übersetzer aus romanischen Sprachen, bis zur Schließung 1939 Professor an der Masaryk-Universität Brno (Brno), danach Gymnasiallehrer und Teilnehmer am Widerstand, nach dem Krieg Professor der vergleichenden historischen Literatur an der Philosophischen Fakultät der Karlsuniversität in Prag, musste 1951 aus politischen Gründen die Universität verlassen, Inhaftierung, danach Arbeit als einfacher Angestellter, 1968 erneute Berufung, ab 1970 Ruhestand, Veröffentlichungen nur noch im Ausland möglich.

²¹ Es gab viele solcher Gruppen, die sich nach dem Februarputsch der Kommunisten spontan zusammenfanden und hofften, die demokratische Republik durch Protest oder konspirative Widerstandshandlungen retten zu können. Sie hatten keine Vorstellung davon, welche brutaler Übermacht sie gegenüberstanden. Viele, oft noch sehr junge Menschen, kostete diese Naivität das Leben.

²² Alois Tylínek (1884–1965), katholischer Geistlicher in Prag.

²³ Dag Hammarskjöld (1905–1961), schwedischer Politiker und Nobelpreisträger, ab 1953 Generalsekretär der Vereinten Nationen.

²⁴ StB (Státní bezpečnost), tschechoslowakischer Staatssicherheitsdienst.

²⁵ Wahrscheinlich lag es nur daran, dass Helenka als Arbeitskraft nicht mehr zu gebrauchen war und man die Pflegekosten sparen wollte.

²⁶ Die 1. Republik (1918–1938) ging nach dem Ersten Weltkrieg aus den bisher zu Österreich gehörenden Gebieten Böhmen, Mähren, Österreichisch-Schlesien und den bisher zu Ungarn gehörenden Gebieten Oberungarn (heute Slowakei) und Karpatenrussland (heute Ukraine) hervor. Die 2. Republik existierte nach der Abtretung des sogenannten Sudetenlandes (Münchener Abkommen 1938) bis zur deutschen Besatzung und Abtrennung der Slowakei (14./15. März 1939).

- ²⁷ Růžena Vacková (1901–1982), Professorin für Archäologie und Kunstgeschichte an der Prager Universität, ab 1939 Mitglied der Widerstandsbewegung gegen den Nationalsozialismus, im Februar 1945 Verhaftung und Todesurteil, im Februar 1948 (nach dem kommunistischen Putsch) Teilnehmerin des Protestzuges der Studenten auf die Prager Burg, 1952 wegen „Spionage und Vorbereitung des Hochverrats“ zu 22 Jahren Freiheitszug verurteilt, 1977 Mitbegründerin der Charta 77, 1992 posthume Verleihung des Masaryk-Ordens und der Goldenen Medaille der Karlsuniversität.
- ²⁸ Bisher leider nicht in deutscher Sprache.
- ²⁹ Pousta, Zdeněk (Hg.): Růžena Vacková – Vězeňské přednášky, Praha 1999.
- ³⁰ Bibelzitat, Synonym für Überheblichkeit.
- ³¹ Hotovka (tschech. Wortspiel) weibliche Form eines Begriffes, der bedeutet, dass etwas ganz sicher ist.
- ³² Babička (tschech.): Großmütterchen.
- ³³ Kulak (russ.): abfälliger Ausdruck für Großgrundbesitzer, von den Kommunisten verwendet, um die Enteignung bäuerlicher Betriebe zu rechtfertigen.
- ³⁴ Neben dem Lagerpersonal (Aufseherinnen und uniformierte Männer mit Hunden) gab es auf den Feldern auch Angestellte aus landwirtschaftlichen Betrieben, die z.B. den Erntetransport organisierten.
- ³⁵ Habovštiak, Anton: Za mrakmi je moje milované Slnko, 1996.
- ³⁶ Josef Toufar (1902–1950), katholischer Priester, Opfer kommunistischer Verfolgung, starb 1950 in der Haft an den Folgen der Folterungen.
- ³⁷ Milada Horáková (1901–1950), Juristin, von den Nationalsozialisten zum Tode verurteilt, 1945 befreit, legte 1948 nach dem kommunistischen Putsch ihr Mandat für die Nationalen Sozialisten im tschechoslowakischen Parlament nieder, 1950 in einem Schauprozess zum Tode verurteilt und in Prag-Pankratz am Galgen hingerichtet.
- ³⁸ Orden vom Heiligen Kreuz, katholische Ordensgemeinschaft, gegr. im 14. Jahrhundert.
- ³⁹ Karl Borromäus (1538–1584), in der katholischen Kirche als Heiliger verehrt.
- ⁴⁰ Dominikanerinnen, katholische Ordensgemeinschaft, gegr. im 13. Jahrhundert.
- ⁴¹ Orden des göttlichen Erlösers, katholische Ordensgemeinschaft für Frauen, gegr. 1849 in Süddeutschland.
- ⁴² Dritter Widerstand, Widerstand gegen das kommunistische Regime.

⁴³ Alexandr Korda (1907–1958), 1944 Teilnehmer am Slowakischen Nationalaufstand, 1949 wegen vermeintlichen Hochverrats verurteilt.

⁴⁴ Slowakischer Nationalaufstand, Aufstand von Partisanen und Teilen der slowakischen Armee gegen das slowakische Tiso-Regime, eine Marionetten-Regierung der deutschen Nationalsozialisten im August 1944.

⁴⁵ Ende Oktober 1944 war der Aufstand niedergeschlagen.

⁴⁶ „Fünfte Abteilung“, zeitweilige Bezeichnung für Militärspionage, die auch ins Ausland geflüchtete Widerständler bekämpfen sollte.

⁴⁷ Bibel, Psalm 23,4: „Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir.“

⁴⁸ Bibel, Markus 15,34: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Diese Frage gehört nach biblischer Überlieferung zu den sieben letzten Sätzen, die Jesus am Kreuz gesprochen haben soll.

⁴⁹ „Eiserner Vorhang“, Metapher für die Trennung Europas in den sowjetischen Machtbereich und die freien westlichen Demokratien.

⁵⁰ „Normalisierung“, Bezeichnung der kommunistischen Machthaber für die Zeit nach der gewaltsamen Niederschlagung des „Prager Frühlings“ und der dauerhaften Stationierung von Truppen der Roten Armee.

⁵¹ „Kaderakte“, in kommunistischen Ländern über jeden Arbeitnehmer angelegte Akten, die Partei und Geheimpolizei uneingeschränkt zugänglich waren, während die Betroffenen keinerlei Einsichtsrecht hatten.

⁵² Pfadfinder, internationale, politisch und religiös unabhängige Erziehungsbewegung für Kinder und Jugendliche, gegr. 1907 in England, ab 1911 auch im tschechischen Raum, später in der Tschechoslowakei etabliert, von den Nationalsozialisten verboten und als internationalistisch/sozialistisch diffamiert, 1948 in der kommunistischen Tschechoslowakei wiederum verboten, nun als bürgerlich/reaktionär verfolgt.

⁵³ Die illegal arbeitende Gruppe von Bedřiška Synková bestand aus ca. 40 Personen. Nach neunmonatiger U-Haft wurden einige der Mitglieder zu 2–3 Jahren, die Anführer zu 8 bis 10 Jahren Haft verurteilt.

⁵⁴ Pfadfindergrundsätze, Selbstverpflichtung auf hohe ethische Normen, offen und ehrlich zu sein, gute Taten zu vollbringen, keinem Menschen zu schaden, Schwächeren zu helfen und nicht die eigene Bequemlichkeit zu suchen.

Sich ein Bild machen

Nachwort von Jaroslav Šonka

Božena Jíšová erzählt in diesem Buch von Erfahrungen, die sie und ihre Mithäftlinge in den 1950er Jahren in der Tschechoslowakei gemacht haben. Für die deutschen Leser sollen hier einige ergänzende historische Fakten genannt werden, die helfen können, sich ein Bild von dem Hintergrund zu machen, vor dem die geschilderten Vorgänge spielen.

Historischer Überblick

Bis Ende des Ersten Weltkriegs waren Tschechen und Slowaken Teil der großen österreichischen k.u.k. Donaumonarchie. Das wachsende Nationalbewusstsein im Europa des ausgehenden 19. Jahrhunderts stützte sich besonders auf Abgrenzung zu anderen Volksgruppen und stellte die Gegnerschaft als Identität stiftendes Element in den Vordergrund. Während die Tschechen befürchteten, von einem Großdeutschland dominiert zu werden, positionierten sich die Slowaken gegen eine Vereinnahmung durch Ungarn. So bekamen Deutsche und Ungarn im Nationalbewusstsein dieser beiden slawischen Völker ein negatives Image, während das Gefühl der Verbundenheit zwischen Tschechen und Slowaken (zumindest in Teilen der Eliten) wuchs.

Der Erste Weltkrieg führte zum Zerfall der Donaumonarchie und zur Gründung der „Ersten Tschechoslowakischen Republik“, deren Bürger sich aus 7 Millionen Tschechen, 2 Millionen Slowaken, 3,3 Millionen Deutschen und 800 000 Ungarn zusammensetzten. Noch vor der Staatsgründung entstand eine Armee bestehend aus tschechischen und in kleinerem Ausmaß auch slowakischen Exilanten und Kriegsgefangenen, die an der Seite von Russland, Frankreich und England gegen Österreich-Ungarn und Deutschland kämpfte. Die „Tschechischen Legionäre“ sind bis heute ein wichtiges Element des Nationalstolzes. Nach der Staatsgründung 1918 befanden sich Teile dieser Legionen noch immer in Russland und kämpften einige Jahre an mehreren Stellen entlang der transsibirischen Eisenbahn gegen die Rotgardisten, zunächst an der Seite der Weißgardisten, später vor allem, um sich selbst zu schützen. Erst 1922 kehrten die Legionäre über Vladivostok, die USA und Westeuropa zurück. Ihre Ankunft wurde in der nun schon vier Jahre existierenden Tschechoslowakischen Republik als großer Triumph gefeiert.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland Ende Januar 1933 wurde in der tschechoslowakischen Gesellschaft unterschiedlich bewertet. Es gab pro-nationalsozialistische Kräfte und auch einige der ehemaligen Legionäre entwickelten Ansichten mit teilweise politisch faschistoiden Tendenzen. Andererseits gab es Kräfte, die sich von der Sowjetunion (nicht

zuletzt auch als einem „slawischen Bruderstaat“) Schutz erhofften. So hatte die Tschechoslowakische Republik 1934 (nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten) die Sowjetunion diplomatisch anerkannt. Zudem fühlten sich viele Tschechen und Slowaken nach dem „Münchener Abkommen“ (Ende September 1938) von den Westmächten verraten.

Seit Mitte der 1930er Jahre verschlechterte sich in der Tschechoslowakei das Zusammenleben zwischen den hier lebenden Deutschen und Tschechen zusehends. Begonnen hatte das schon in den 1920er Jahren durch Ungleichbehandlung der deutschen und ungarischen Minderheiten. Allerdings gab es viele historisch gewachsene und gemeinsam bewohnte Regionen und familiäre Verbindungen. Die zunehmende nationalistische Abgrenzung führte teilweise zu beidseitiger Abwertung und Ausgrenzung, etwa von Ehepartnern und Kindern aus „gemischten“ Ehen, wofür es allerdings auch viele gegenteilige Beispiele gab. Aber trotz aller ethnischen Spannungen wurde die Tschechoslowakei nach 1933 fünf Jahre lang zum wichtigen Zufluchtsort deutscher Hitlergegner. Auch die NS-Gegner unter den Sudetendeutschen, vor allem Sozialdemokraten, Kommunisten, katholischer Klerus und natürlich die Juden, gehörten nach dem „Anschluss“ des Sudetenlandes im Oktober 1938 zu den ersten Opfern von SS und Gestapo. Allein rund 30 000 sudetendeutsche Hitlergegner wurden sofort inhaftiert. Viele Juden flüchteten zunächst noch in die sogenannte „Rest-Tschechei“, bis im März 1939 die deutsche Wehrmacht einrückte und die systematische Verfolgung einsetzte.

In Deutschland hatten die Nationalsozialisten schon ab 1933 mit der Einrichtung von Konzentrationslagern wie Buchenwald, Sachsenhausen und Dachau begonnen. Solche Lager gab es im Bereich des Sudetenlandes und des Reichsprotectorats Böhmen und Mähren nicht. Allerdings wurden in der Nähe industrieller Produktionsstätten kleinere Lager errichtet. International bekannt wurde das Dorf Brännlitz (Brněnec) in Mähren, wo die lebensgefährliche Reise der von Oskar Schindler geretteten Juden endete.

In Lety bei Písek (Südböhmen) kamen während der deutschen Besetzung in einem von Tschechen geleiteten Konzentrationslager mehr als 300 Roma ums Leben.¹ Die planmäßige Ermordung der Sinti und Roma erfolgte dann vom sogenannten „Zigeunerlager“ in Auschwitz-Birkenau aus.

Nach der „Wannseekonferenz“ im Januar 1942 wurde Theresienstadt als Sammellager für Juden aus dem „Protectorat Böhmen und Mähren“ und

¹ Vgl. Domluyit se a nezapomenout – To reach agreement and never forget. Sammelband über zwei Konferenzen der Heinrich-Böll-Stiftung, Prag, 2005. In: www.boell.de/alt/downloads/nachbarschaften/downloads/D-BuchHBS.pdf

dem Deutschen Reich bestimmt. Von hier erfolgten die Deportationen in die Vernichtungslager. Die tschechische Bevölkerung des Ortes wurde zwangs-
ausgesiedelt.

Der tschechoslowakischen Exil-Regierung in London gelang es, alliierte Bombenangriffe auf Industrieanlagen und Städte im eigenen Land zu verhindern. Das nutzten die deutschen Besatzer und verlagerten viele Produktionen auf das Gebiet des Protektorats und in die Sudetengebiete. Die deutschen Besatzungsbehörden verknüpften den brutalen Druck mit besonderen Vergünstigungen, z.B. relativ hohe Löhne und Lebensmittelrationen. Eine positive Stimmung im Lande sollte der Kooperationsbereitschaft und Arbeitswilligkeit dienen. Deshalb gab es neben Verfolgungen auch das Werben um die Mehrheit der großteils in Waffenbetrieben arbeitenden Tschechen. Zuckerbrot und Peitsche lagen eng beieinander.

Das Ende des Zweiten Weltkrieges

Während der Zeit des „Protektorats Böhmen und Mähren“ war die Slowakei abgetrennt und existierte bis 1944 als scheinbar selbstständiger Staat mit einer Marionettenregierung von Hitlers Gnaden.

1940 konstituierte sich unter der Leitung des tschechoslowakischen Vorkriegspräsidenten Edvard Beneš in London eine Exilregierung. Sie wurde 1942 international anerkannt. Gleichzeitig zogen Großbritannien und Frankreich ihre Unterschriften unter das Münchner Abkommen zurück. Auch Italien trat nach seinem Frontwechsel 1943 von dem Abkommen zurück. Die Existenz der Tschechoslowakischen Republik begann wiederum mit einer Armee im Ausland. Durch ihre Exilarmee gehörte die Tschechoslowakei auch zu den kriegführenden Mächten. Bis heute sind einige Taten der tschechischen Exilarmee legendär: die Beteiligung tschechischer Flieger an der Luftschlacht um Großbritannien, das 1942 von London aus organisierte Attentat auf Reinhard Heydrich in Prag, die Beteiligung an den Schlachten um Tobruk (Libyen 1941) und El Alamein (Ägypten 1942), sowie der Einsatz an der Ostfront (nicht nur in der Schlacht bei Sokolowo 1943). Der Historiker Erich Kulka gibt an, dass die Armee bei der Schlacht um Sokolowo zu mehr als 70 % aus Juden bestanden habe, denen bewusst gewesen sei, dass sie eine Gefangenschaft bei den Deutschen nicht überleben würden.²

² Vgl. Kulka, Erich: Židé v československé Svobodové armádě. Naše vojsko, Prag 1990.

Solche Details wurden in den früheren kommunistischen Geschichtsdarstellungen unterschlagen. Aus heute zugänglichen Archiven kommen auch zum Gesamtbild der Svoboda-Armee³ weitere Aspekte hinzu, wie der Anteil kommunistischer Kader oder die Rolle dieser Armee bei der Vertreibung der Sudetendeutschen in der Nachkriegszeit.

Präsident Beneš nutzte seine politischen Möglichkeiten auf widersprüchliche Weise. Zwar setzte er international die erneute Anerkennung eines tschechoslowakischen Staates durch. In Überschätzung seines diplomatischen Geschicks nahm er jedoch 1943 auch Kontakt zu Stalin auf. Für Stalins Unterstützung der Pläne zur Vertreibung der Sudetendeutschen bezahlte die Tschechoslowakei später einen hohen Preis.

Der 1944 organisierte slowakische Nationalaufstand wurde kaum unterstützt und durch deutsche Truppen brutal niedergeschlagen. Es kamen kaum Lieferungen und Luftunterstützung aus dem Westen. Auch das Lavieren von Beneš und die militärische Passivität der Sowjetarmee trugen zum Scheitern bei. Die Sowjetarmee akzeptierte, ähnlich wie beim Warschauer Aufstand, eine opferreiche Niederlage der Aufständischen, die für sie „unsichere Kantonten“ waren. Bald danach überschritt die Rote Armee die Ostgrenze der Tschechoslowakei. Mit ihr und der Svoboda-Armee kam auch Präsident Beneš unter dem Schutz Stalins – ein folgenreicher Fehler. Die polnische Exilregierung blieb in London.

Im Einflussbereich der Sowjetunion

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zog sich die amerikanische Armee (die bis Pilsen vorgestoßen war) vom Territorium der Tschechoslowakei zurück. Auch die Sowjetarmee verließ das Land (bis zu ihrem Einmarsch 1968) wieder. Doch die Beschlüsse von Jalta (unterstützt von der willfährigen Haltung großer Teile der tschechischen politischen Elite im Lande

³ Ludvík Svoboda (1895–1976); im Ersten Weltkrieg Mitglied der Tschechischen Legionäre; 1938 Gründung einer Widerstandsgruppe; 1939 Emigration in die SU; unter dem Oberkommando der Roten Armee ab 1941 Befehlshaber der sog. „Svoboda-Armee“, die sich überwiegend aus verfolgten Juden und entlassenen tschechischen u. ruthenischen GULAG-Häftlingen rekrutierte und unmittelbar nach Kriegsende auch bei den brutalen „wildem“ Vertreibungen der Deutschen zum Einsatz kam; 1948–1950 Verteidigungsminister; 1952 mehrmonatige Haft; 1968 während des „Prager Frühlings“ zum Präsidenten gewählt, verweigerte er zwar im August 1968 die Zusammenarbeit mit den sowj. Besatzern, fügte sich dann aber in die verordnete „Normalisierung“; Nachfolger wurde 1975 Gustáv Husák.

selbst) zementierten die Zugehörigkeit zur Einflussosphäre der Sowjetunion.⁴ Durch die Erfahrung von München 1938 herrschte in der tschechischen Bevölkerung ein weit verbreitetes Misstrauen gegenüber dem Westen. Bereits aus dem Exil heraus hatten die Kommunisten dieses Misstrauen weiter propagandistisch geschürt. Dennoch wurden die Angehörigen der westlichen Exilarmee (unter ihnen auch die legendären tschechischen Flieger) bei ihrer Rückkehr als Helden gefeiert. Viele Bücher mit verschiedenartigen Erinnerungen wurden veröffentlicht, aber nach dem Februar 1948 schon bald verboten.

Gleich nach Kriegsende kam es zu brutalen Exzessen gegenüber den deutschen Bewohnern des Landes. Es setzte sich (auch angeheizt durch antideutsche Reden führender Politiker wie Beneš, Gottwald u.a.) eine antideutsche Haltung durch, die gegenüber den deutschen Besatzern noch verständlich gewesen wäre. Sie richtete sich nun jedoch gegen die eigenen deutschsprachigen Mitbürger, mit denen Tschechen und Slowaken durch eine jahrhundertlange gemeinsame Geschichte verbunden gewesen waren. Die Motivationen zu diesen Exzessen werden heute sehr differenziert gesehen. Zu spontanen Gewalttaten des Straßenmobs, die von der Polizei nur schwach bekämpft oder duldend hingenommen wurden, gesellten sich Aktivitäten, die sich (zumindest in der Übergangszeit) einen staatlichen Anstrich gaben oder Reden von Edvard Beneš als Legitimation nutzten. Diese antideutsche Haltung wurde (wieder unter starkem Zutun der Kommunisten und Nationalisten) zur Staatsdoktrin erhoben.⁵ Über 3 Millionen Deutsche wurden enteignet und vertrieben.⁶ Mit Duldung der Westmächte, die einer Notiz in den Potsdamer Protokollen zustimmten, wurde das, was als so genannte „wilde Vertreibung“ der Sudetendeutschen begann, als organisierte, gnadenlose Aussiedlung fortgesetzt. Dieses Schicksal traf auch die auf tschechoslowakischem Gebiet lebenden Ungarn. Sie wurden ebenfalls enteignet und mussten ihre Heimatorte in Richtung Ungarn verlassen.⁷

⁴ Auch die tschechische Exilregierung hatte sich bereits vor ihrer Rückkehr nach Prag (mit Zustimmung von Präsident Beneš) bei einem Treffen in Moskau über die Ämterverteilung an mehrheitlich kommunistische Kader verständigt.

⁵ Es sollte ein sog. „homogener Nationalstaat“ entstehen (seit den 1930er Jahren auch bei den Westmächten ein politisches Ziel). Man glaubte, in national gemischten Gebieten durch „Bevölkerungsaustausch“ dem Frieden zu dienen.

⁶ Vgl. Kaplan, Karel: *Proměny české společnosti 1945–1960. Ústav pro soudobé dějiny. Praha, 2007* und Glotz, Peter: *Die Vertreibung – Böhmen als Lehrstück*. München, 2003.

⁷ Lediglich ausgewählten sudetendeutschen Kommunisten und Sozialdemokraten gestattete man, bewegliches Eigentum in die sowjetische Besatzungszone mitzunehmen.

Nur wenige Stimmen erhoben sich gegen dieses Vorgehen und so konnte der tschechoslowakische Rechtsstaat der Vorkriegszeit nur teilweise wiederhergestellt werden. Die Kommunisten entwickelten sich (von einer Internationalismus heuchelnden Organisation der Vorkriegszeit) zu einer diktatorischen Partei, die nationalistische Töne anschlug.

Verfolger wechseln die Seite

Viele Tschechen und Slowaken, die wegen Kollaboration mit den deutschen Besatzern eine Bestrafung befürchten mussten, hatten sich (aufgeschreckt durch Todesurteile in Schnellverfahren) rasch den neuen Gegebenheiten angepasst und Unterschlupf bei den Kommunisten gesucht. Dadurch waren sie natürlich erpressbar. Falls sie aber schon unter deutscher Besatzung zum Unterdrückungsapparat gehört hatten, mussten sie methodisch kaum umlernen. Erst die jetzt möglichen Forschungen in den heute fast vollständig geöffneten Archiven werden diesen Bereich ausreichend beschreiben können.

Das befreite Ghetto Theresienstadt fand noch einmal kurzzeitig als Sammel- und Internierungslager für Sudetendeutsche Verwendung. Bis zu ihrer endgültigen Vertreibung mussten die neuen Insassen hier „Zwangsarbeit“ leisten, wie es in den Dekreten von Präsident Edvard Beneš ausdrücklich hieß. Erst danach durfte die zwangsausgesiedelte tschechische Bevölkerung wieder in die missbrauchte Kleinstadt Theresienstadt zurückkehren.

Die Kommunisten hatten bereits bei der Aufstellung der Ministerriege in Moskau im April 1945 das Innen- und das Landwirtschaftsministerium (letzteres bestimmte die Neubesiedlung der Sudetengebiete) besetzt und so konnten sie in diesem Bereich schon vor dem „Siegreichen Februar“ 1948 erste Ansätze totalitärer Herrschaft verwirklichen. Viele Künstler wurden als vermeintliche Kollaborateure denunziert und durch politische Justiz verfolgt, körperlich misshandelt und eingesperrt. Auch Medien und Filmindustrie wurden unter kommunistische Kontrolle gebracht und eine Propagandamaschinerie aufgebaut.⁸ Begünstigend wirkte sich dafür ein Verstaatlichungsdekret zur Filmindustrie von Präsident Beneš aus dem Jahr 1945 aus. Eine freie Berichterstattung konnte sich unter diesen Umständen nicht entwickeln und demokratisch gesinnte Intellektuelle und Journalisten hatten es schwer, sich den beginnenden Einschüchterungen zu widersetzen. Die Verfolgung

⁸ Vgl. Bystrov, Vladimír: Svobodná nesvoboda (Unfreie Freiheit). Prag, 2006.

sollte nicht nur die Opfer treffen, sondern auch ihr Umfeld, um beginnenden Widerstand psychologisch zu brechen. Viele Vorkriegsaktivisten bemühten sich um die Erneuerung von Organisationen wie „Sokol“ (Turnerbewegung, im 19. Jahrhundert von Miroslav Tyrš gegründet) oder „Junák“ (die 1914 nach amerikanischem Vorbild gegründete Pfadfinderbewegung). Die Erfolge beim Wiederaufbau der Vorkriegsstrukturen wurden jedoch für die propagandistisch zentral platzierten Ziele des Sozialismus vereinnahmt. Zwar durfte der Sozialismus noch mit verschiedenen Beinamen wie Volkssozialismus oder Volksdemokratie versehen werden, aber der Druck steigerte sich. Größte Schwierigkeiten hatten kirchliche Jugendorganisationen, wie z.B. die katholische Turnorganisation „Orel“, die als Erste verfolgt wurde.

Schließlich wurden alle diese Organisationen (und vor allem ihr Eigentum) unter kommunistischem Vorzeichen zwangsvereinigt. Wer dem Ethos seiner Organisation treu blieb, musste schon bald mit Verfolgung und langen Gefängnisstrafen rechnen. Einige Widerstandstaten, die ab Ende 1948 aus diesen inzwischen illegalen Organisationen heraus organisiert wurden, sind auch im hier vorliegenden Buch erwähnt.⁹

Der „Siegreiche Februar“

Am 25. Februar 1948 begann die Alleinherrschaft der Kommunisten in der Tschechoslowakei. Bereits zuvor hatte die Kommunistische Partei, die 1946 bei den Wahlen 38 Prozent der Stimmen bekam, ihre Kader in entscheidende Stellen in Staatssicherheit und Polizei eingeschleust. Zudem war eine eigene „Volksmiliz“ geschaffen worden. Im Februar 1948 entließ der kommunistische Innenminister acht leitende Polizeifunktionäre in Prag und setzte Kommunisten ein. Auf diese Maßnahme reagierten die nichtkommunistischen Minister mit Rücktritt. Sie hofften, dass Präsident Beneš Neuwahlen ausschreiben oder eine Beamtenregierung einsetzen würde, aber die Kommunisten mobilisierten ihre Volksmilizen, durchsuchten die Büros nichtkommunistischer Parteien, besetzten Zeitungsverlage und verhafteten Abgeordnete. Gleichzeitig organisierten sie Massendemonstrationen und Streiks. In dieser bedrohlichen Situation gab Beneš dem Druck der Kommunisten nach und beauftragte deren Parteivorsitzenden Klement Gottwald¹⁰

⁹ Vgl. Pousta, Zdeněk: Einleitung zu den Gefängnisvorlesungen von Růžena Vacková. In: Vacková, Růžena: *Vězeňské přednášky*. Prag 1999.

¹⁰ Klement Gottwald (1896–1953), 1946–48 Ministerpräsident, danach bis zu seinem Tod Staatspräsident der ČSSR.

mit der Bildung einer neuen Regierung. Nach dem „Siegreichen Februar“ hatte die Kommunistische Partei dann die Kontrolle über alle bedeutenden Ressorts. Am 11. März 1948 sanktionierten 230 von insgesamt 300 Parlamentsabgeordneten einstimmig den Machtwechsel. Die Abstimmung erfolgte in einer Atmosphäre von Angst und Bedrohung. Einige der abwesenden Abgeordneten saßen bereits im Gefängnis oder waren ins Ausland geflohen. Es folgten weitere Entlassungen aus Staatsdienst und Armee, Gleichschaltung der Medien, Verhaftung von Oppositionellen und eine repressive Kirchenpolitik.¹¹

Die verwehrte Freiheit

Bald nach 1945 erkannten viele Bürgerinnen und Bürgern der wiedergegründeten Tschechoslowakei, dass die politische Entwicklung nicht zu den Zielen führte, die sie sich während der deutschen Besatzung erträumt hatten. Es entstanden verschiedene Formen des Widerstands gegen die kommunistisch dominierte Nachkriegsregierung. Ehemalige Flieger der tschechoslowakischen Exilarmee organisierten z.B. Fluchtmöglichkeiten für ihre Kollegen aus Polen, wo die endgültige Machtübernahme durch die Kommunisten bereits 1947 erfolgt war. Das blieb dem längst funktionierenden Geheimdienst nicht verborgen und viele, die sich an diesen Aktionen beteiligten, endeten in Gefängnissen oder als Zwangsarbeiter in den Uranbergwerken.¹²

Neben den schon erwähnten Widerstandsgruppen mit Mitgliedern von Junák oder Sokol gab es auch familiäre Kontinuitäten. Widerstand gegen die Besatzung durch das nazistische Deutschland ging dabei in den Widerstand gegen die kommunistische Herrschaft über. Als Beispiel kann die Geschichte der Familie Mašín dienen.¹³ Der Vater, Josef Mašín, wurde wegen Widerstands gegen die deutschen Besatzer 1942 hingerichtet und nach dem Krieg mit einer postumen Beförderung zum General geehrt. Seine Söhne Ctirad (*1930) und Josef (*1932) erhielten Tapferkeitsmedaillen. Nach der vollständigen Machtübernahme der Kommunisten und der 1950 erfolgten

¹¹ Vgl. Janzer, Till: „Siegreicher Februar“ – wie die Machtübernahme von 1948 begann, Radio Prag 21. 2. 2008, (<http://www.radio.cz/de/artikel/101114>) und Bock, Katrin: Der „siegreiche Februar“, Radio Prag 15. 2. 2003 (<http://www.radio.cz/de/artikel/37603>).

¹² Persönliche Mitteilung des Zeitzeugen Viktor Roubal an den Verfasser.

¹³ Vgl. Troll, Tobias: Die Brüder Mašín, Radio Prag 14. 10. 2000 (<http://www.radio.cz/de/artikel/9384>).

Hinrichtung der demokratischen Politikerin Milada Horáková (einer Freundin der Mutter, die sie in der Zeit der deutschen Besatzung während ihrer eigenen Haft im Gefängnis kennengelernt hatte und die auch im vorliegenden Bericht von Božena Jiřová Erwähnung findet) gründeten die Mařín-Brüder 1951 eine bewaffnete Widerstandsgruppe, die einige Anschläge und Sabotageakte durchführte. 1953 flohen die Brüder zusammen mit Zbyněk Janata, Václav řvéda und Milan Paumer durch die DDR nach Westberlin. Sie hofften auf eine amerikanische Invasion zur Befreiung ihres Landes, wie sie über die Radiosender Voice of America, Radio Liberty und Radio Free Europe angekündigt wurde. Dafür wollten sie sich in einer für diesen Zweck gegründeten Spezialeinheit der US-Army zu Untergrundkämpfern ausbilden lassen, um (in tschechischer Tradition) mit militärischen Mitteln von außen für die Befreiung ihrer Heimat zu kämpfen. Bei den Widerstandsaktionen in der Tschechoslowakei und der Flucht durch die DDR gab es Todesopfer sowohl unter Verfolgern wie Verfolgten. Zbyněk Janata (*1933) und Václav řvéda (*1921) wurden auf dem Gebiet der DDR festgenommen und 1955 in Prag hingerichtet. Den drei anderen gelang es, Westberlin zu erreichen. Die Flucht der jungen Tschechen hatte die größte Fahndungsaktion in der Geschichte der DDR ausgelöst. Weil einige der Verfolger sich versehentlich gegenseitig erschossen, wurden diese Vorgänge propagandistisch nicht ausgeschlachtet und blieben bis 1989 streng geheim.¹⁴

Die Mutter der Mařín-Brüder wurde in der Tschechoslowakei zu 25 Jahren Zuchthaus verurteilt und starb wenige Monate später im Gefängnis. Auch ein Onkel, Ctirad Novák, wurde hingerichtet. 124 weitere Personen wurden verhaftet und 14 von ihnen zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Bis heute wird die Frage, ob der Widerstand gegen das kommunistische Regime auch Gewaltanwendung rechtfertigte, in der Tschechischen Republik kontrovers diskutiert. Im Februar 2008 übergab der tschechische Premierminister Mirek Topolánek den heute in den USA lebenden Mařín-Brüdern die „Medaille des Premiers“.¹⁵

1953 änderten sich die Informationsstrategien von Radio Free Europe, Radio Liberty, Voice of America und anderer Sender. Von nun an dämpften sie die Erwartungen der Hörer auf eine baldige Befreiung.

¹⁴ Vgl. Endres, Gerald: Luckauer Krieg, DeutschlandRadio 10.10.2003 (<http://www.dradio.de/dlr/sendungen/merkmal/180644>).

¹⁵ Vgl. Rühmkorf, Christian: Tschechien reagiert gespalten auf Premier-Auszeichnung der Brüder Mařín, Radio Prag 29. 2. 2008 (<http://www.radio.cz/de/artikel/101421>).

Neue Lager

Eine besondere Entwicklung brachte die Nachfrage der Sowjetunion nach Uran, das zur Produktion von Atomwaffen benötigt wurde. In der Nähe ergiebiger Uran-Bergwerke (so etwa in der Umgebung von Jáchymov/Jochimsthal, im Doupovské hory/Duppauer Gebirge und in der Umgebung von Příbram/Pribram) wurden Konzentrationslager errichtet, deren Arbeits- und Lebensbedingungen sich durch eine besondere Art der Brutalität auszeichneten.¹⁶

Die im Buch geschilderten Frauen lebten zeitweilig auch in Gefängnissen alter Bauart, die meist schon zur Infrastruktur der österreichischen k. u. k. Donaumonarchie gehört hatten. Das waren Festungsteile wie Spielberg in Brünn (Brno), wo einstmal Franz Freiherr von Trenck („Baron Trenck“) seine Haft verbüßte und starb oder die kleine Festung in Theresienstadt (Terezín), Haftort von Gawrilo Princip, dem Attentäter von Sarajewo 1914. Man muss sich die Bauzeit der Gebäude vor Augen führen. Einige wurden schon im 18. Jahrhundert errichtet. Ein Mindestmaß an Menschenwürde in Gefängnissen war damals noch kein Thema. Diese Tatsache wurde von den kommunistischen Verfolgern genutzt. Verliese beinahe mittelalterlichen Zuschnitts dienten ihnen zur Steigerung des Leidens der Insassinnen. Hierzu gibt das Buch anschauliche Informationen. Auch über die Arbeitseinsätze wird viel berichtet. Die Arbeitskraft der Gefängnisinsassinnen wurde stark ausgenutzt. Sie arbeiteten in internen Produktionsbetrieben oder in der Landwirtschaft. Die Vertreibung der Sudetendeutschen hatte zu einem starken Arbeitskräftemangel geführt.

Widerstand im Gefängnis

Bewegend ist die Tatsache, dass die Frauen und Männer, die im Gefängnis brutal misshandelt wurden, auch dort von ihrem Widerstand nicht abließen. Im Buch wird Oberst Alexandr Korda erwähnt (1907–1958), der postum 1990 zum Generalmajor befördert wurde. Er nahm am Slowakischen Nationalaufstand teil, war später an der Militärakademie tätig und wurde wegen vermeintlichen Hochverrats 1949 verurteilt. Seine Verfehlung bestand lediglich in öffentlich geäußerten Zweifeln am Kommunismus, der gewaltlosen Vorbereitung von Alternativen und in skeptischen Gesprächen mit Kollegen.

¹⁶ Mehr zu Lagern und Gedenkstätten im Anhang.

Er wurde im Gefängnis mehrfach schwer misshandelt und starb in der Haft an deren Folgen.

Ein einmaliges Ereignis war die Petition von zwölf mutigen Frauen an Dag Hammarskjöld.¹⁷ Die Frauen, von denen auch im Buch die Rede ist, haben jede in eigenen Worten (und nach den jeweiligen Sprachkenntnissen auch in Übersetzungen) Briefe an den damaligen Generalsekretär der UNO geschrieben, der gerade eine Europa-Reise machte. Bemerkenswert ist der Zeitpunkt dieser Aktion: Im April 1956, also nach der berühmten Chruschtschow-Rede beim XX. Parteitag der UdSSR am 25. Februar 1956, haben die Frauen, die sicher schon etwas über die Demontage von Stalin wussten, ihre Briefe in den Postausgang gesteckt. Die Briefe wurden natürlich entdeckt und führten zu weiteren Verurteilungen und Verschärfungen der Strafen. Der Adressat erfuhr von ihnen nichts. Wiewohl historisch sehr bedeutend, ist das Jahr 1956 für die verfolgten Frauen keine besondere Erleichterung gewesen. Ohnehin passte sich die Situation in der Tschechoslowakei den Entwicklungen in der Sowjetunion dieser Zeit nur sehr langsam an. Letzte politische Häftlinge der beschriebenen Periode wurden erst 1967 entlassen (obwohl während der Sechzigerjahre schon Rehabilitierungsprozesse liefen). Auch steinerne Zeugnisse der Zeit waren von dieser historischen Verzögerung betroffen. Stalins monströse Statue wurde in Prag erst 1962 entfernt, also sechs Jahre nach Chruschtschows erstem Versuch, sich mit dem Stalinismus kritisch auseinanderzusetzen.¹⁸

Eine andere Art von Widerstand ist ebenfalls im Buch erwähnt, die Pflege der eigenen Bildung. Die inzwischen gedruckt vorliegenden Gefängnisvorlesungen von Růžena Vacková sind das beeindruckende Zeugnis jenes Widerstandsgeistes, in dem das Bemühen, die eigene Würde zu erhalten, deutlich sichtbar wird.¹⁹

Im vorliegenden Buch wird auch die Bedeutung des Glaubens verständlich. Selbst nichtgläubige Frauen haben oft den Weg zum (überwiegend katholisch geprägten) Glauben gefunden. Andere haben das Verhalten und den Widerstand der Ordensschwestern bewundert, die durch ihren Glauben die klare Vorstellung von einer übergeordneten Instanz hatten. Kommunistische Schergen hatten da keine Chance, Macht über die Seelen der Frauen zu gewinnen. Vielfach wird die „Katholische Aktion“ genannt. Das war ein tschechischer Zweig der weltweiten Organisation (gegründet 1868).

¹⁷ Vgl. Pousta, Zdeněk: Einleitung ...

¹⁸ Vgl. Szczygieł, Mariusz: Gottland, Frankfurt a.M., 2008.

¹⁹ Pousta, Zdeněk: Einleitung ...

Die „Katholische Aktion“ wurde 1949 in der Tschechoslowakei aufgelöst und ihr Eigentum einer Gruppe von Priestern übergeben, die mit dem Kommunismus kollaborierten. Diese neue Organisation wurde (um Verwirrung zu stiften) ebenfalls „Katholische Aktion“ genannt und muss bei der Archivforschung streng unterschieden werden. Die Auflehnung hörte auch dann nicht auf, wenn die Insassinnen der Lager und Gefängnisse bei jedem Staatsfeiertag oder einer Änderung an der kommunistischen Machtspitze (etwa dem Tod Stalins oder Klement Gottwalds oder beim Antritt von Gottwalds Nachfolger Antonín Zápotocký) eine Amnestie erwarteten. Meist betraf die Amnestie dann doch auch nur solche Personen, die wegen krimineller Vergehen im Gefängnis waren.

Geschichte aus dem Gedächtnis

Die menschlich anrührende, oft auch düstere Ebene des Buches spiegelt die schwere Belastung, der sich die Opfer der kommunistischen Willkür (als „Kriminelle mit besonders schwerer Schuld“ bezeichnet) ausgesetzt sahen. Zunächst hatten sie noch Hoffnung auf eine baldige Änderung. Später lag der Schwerpunkt auf der Erhaltung des Menschlichen in ihrem Inneren und im näheren Umfeld. Die Sorge um Angehörige, die Erinnerung an die Ermordeten, das alles ist den Frauen zur täglichen Begleitung ihres Lebens geworden. Ganz bemerkenswert ist die, trotz aller Subjektivität, historische Genauigkeit des Erinnerten, obwohl es Berichte aus Zeiten ohne Papier und Bleistift sind. Das Erinnern erschwert, dass sich Geschichte wiederholt.

Dr. Jaroslav Šonka ist Studienleiter an der Europäischen Akademie Berlin

Kommunistische Konzentrationslager auf dem Gebiet der ČSSR

In der ersten Hälfte der 1950er Jahre gab es in der Tschechoslowakei insgesamt 288 Gefängnisse und Lager. Die meisten Gefängnisse waren ursprünglich als Festung angelegt und später in Gefängnisse umgebaut worden. Am berühmtesten waren Pankrác in Prag, Spielberg in Brünn, Bory in Pilsen, Valdice bei Jičín, Mírov bei Olmütz und Leopoldov in der Westslowakei. Viele politische Häftlinge verbüßten ihre langjährigen Haftstrafen aber auch in Konzentrationslagern, die „Besserungsarbeitslager“ genannt wurden.

Gesperrte Regionen

Von April 1951 bis April 1956 wurden alle Gebiete des böhmischen Erzgebirges, in denen Uranerz gefördert und für den Transport in die Sowjetunion aufbereitet wurde, zu gesperrten Regionen erklärt. Zivilisten war der Aufenthalt nur mit einer Sondergenehmigung gestattet. Die Häftlingslager befanden sich in unmittelbarer Nähe der Gruben und Uranaufbereitungsanlagen. Sie trugen den Namen der jeweiligen Grube sowie einen Code-Buchstaben. Die Lager umgaben vier Meter hohe Zäune aus Stacheldraht sowie sechs bis acht Meter hohe Wachtürme. Die Wächter waren mit Maschinengewehren und Leuchtraketen ausgerüstet. Das Lagerinnere war vom Zaun durch einen sechs bis zehn Meter breiten, nachts beleuchteten Streifen getrennt an dem Warnschilder angebracht waren: „Achtung! Betreten verboten! Es wird ohne Warnung geschossen!“ Unterbringung, Bekleidung und Ernährung waren weder den schweren Arbeitsbedingungen noch dem Gebirgsklima angemessen.

Gesperrte Region Jáchymov

Vykmanov I/C	März 1949 bis 1989, Zentral- und Bauarbeitslager für 900 Häftlinge
Mariánská/B	Juni 1949 bis April 1960 für 750 Häftlinge
Eliáš I + II/N	Juli 1949 bis April 1959 für 1 000 Häftlinge
Rovnost I + II/P	Juli 1949 bis Juni 1961 für 1 400 Häftlinge
Svornost/K	Dezember 1949 bis Oktober 1954 für 750 Häftlinge
Bratrství/M	Februar 1950 bis Dezember 1954 für 400 Häftlinge
Bratrství/D	Februar 1950 bis Dezember 1954 Zentrallager für 500 Häftlinge (später zusammengelegt mit Bratrství/M)
Vykmanov II/L	Februar 1951 bis Mai 1956 für 320 Häftlinge
Barbora/E	Juni 1951 bis März 1957 für 850 Häftlinge
Nikolaj/A	Oktober 1951 bis Juli 1958 für 1 200 Häftlinge

Gesperrte Region Horní Slavkov (Bezirk Sokolov)

Ležnice/O	Juli 1950 bis August 1955 für 700 Häftlinge
Svatopluk/V	März 1951 bis Mai 1955 für 1 200 Häftlinge
Prokop/T	Juli 1951 bis Mai 1955 für 1 500 Häftlinge
NPT XII/X	August 1951 bis August 1954 für 600 Häftlinge

Gesperrte Region Příbram

Vojna/U	September 1951 bis Juni 1961 für 1 500 Häftlinge
Bytíz/Z	Mai 1953 bis 1989 für 1 500 Häftlinge

Von 1949 bis 1961 durchliefen insgesamt ca. 71 000 Häftlinge diese Lager. Davon waren etwa 40 000 politische Gefangene. 12 000 Häftlinge waren wegen Kollaboration mit den Nazis verurteilt worden und 19 000 Kriminelle verbüßten Langzeitstrafen. Etwa drei Viertel aller Häftlinge arbeiteten unter Tage. Über Tage wurde das Uranerz in meist schon trockenem Zustand zerkleinert und sortiert. Ohne Schutzkleidung oder Kontrollmessungen waren die Häftlinge der Inhalation des radioaktiven Staubes und der direkten Strahlung des Erzes ausgeliefert. Während der Jahre 1949 bis 1959 starben mindestens 230 Häftlinge, davon 92 politische Gefangene. Die Todesursachen waren Arbeitsunfälle (93 Häftlinge) und schwere Krankheiten (64 Häftlinge). 30 Häftlinge wurden bei einem Fluchtversuch erschossen. Zwölf Häftlinge starben durch Selbstmord und vier Häftlinge wurden hingerichtet. In 27 Fällen wurde die Todesursache nicht benannt. Über die gesundheitlichen Langzeitschäden liegen bisher keine genauen Zahlen vor.

Belegungszahlen der Lager in den gesperrten Regionen:

1949	3 986 Häftlinge	1956	9 136 Häftlinge
1950	8 570 Häftlinge	1957	9 316 Häftlinge
1951	11 800 Häftlinge	1958	6 603 Häftlinge
1952	14 996 Häftlinge	1959	4 993 Häftlinge
1953	14 906 Häftlinge	1960	2 923 Häftlinge
1954	13 981 Häftlinge	1961	2 168 Häftlinge
1955	13 323 Häftlinge		

Kohleförderung

Ähnliche, aber weniger scharf bewachte Arbeitslager wurden in der Umgebung der Kohlegruben von Svatoňovice (Groß Schwadowitz/Ostböhmen) und Kladno (Mittelböhmen) errichtet. Hier arbeiteten meist Kriminelle mit kurzen Strafen.

Frauen

Die weiblichen politischen Häftlinge brachte man überwiegend in die zwei großen Lager von Pardubice (Ostböhmen) und Želiezovce (Südslowakei). Dort mussten sie in der Textil- und Schmuckindustrie sowie in der Landwirtschaft arbeiten. Die Arbeit in Želiezovce war dadurch gekennzeichnet, dass die Frauen fast ohne landwirtschaftliche Maschinen schwere körperliche Arbeit leisten mussten.

Quelle:

Dr. Hubert Procházka
Konföderation politischer Häftlinge in der Tschechischen Republik (KPV ČR)
Škrétova 6, 120 00 Praha 2, TEL/FAX +420 224230608 oder +420 224230536
ustredi-kpv@volny.cz

Orte des Gedenkens

Příbram – Lešetice

Mahnmal Vojna bei Příbram (Museum der Opfer des Kommunismus)
Lešetice 52, 262 31 Milín (Kreis Příbram)
Tel.: (+420) 731 554 244, (+420) 731 554 253, (+420) 603 790 128,
Fax: (+420) 318 622 566

Anmeldung unter info@muzeum-pribram.cz
<http://www.muzeum-pribram.cz/exhmpb/expvp/expvp.html>

Öffnungszeiten:

April bis Oktober: Dienstag bis Sonntag 9–17 Uhr
Januar bis März, November, Dezember: Dienstag bis Freitag 9–16 Uhr
Führungen zu jeder vollen Stunde oder für Gruppen nach Vereinbarung
Anmeldung unter info@muzeum-pribram.cz

Prag

Stadtzentrum am Újezd und auf dem Friedhof Prag-Ďáblice

Brno (Brünn)

Rooseveltstraße vor dem Justizpalast

Jáchymov (Joachimsthal)

Marktplatz vor der Kirche und auf dem Stadtfriedhof

Vykmanov bei Ostrov nad Ohří (Schlackenwerth an der Eger)

am „Todesturm“, wo das Uranerz aufbereitet wurde

Horní Slavkov (Schlaggenwald, Slawkenwalde)

Stadtfriedhof

Die Herausgeber danken Jure Knezović, Dr. Hubert Procházka und Roland Bude von der Internationalen Assoziation ehemaliger politischer Gefangener und Opfer des Kommunismus (INTER-ASSO) für die Übermittlung von Manuskript, Kontakten und Informationen, sowie Edda Ahrberg, Dr. Bärbel Gafert, Dr. Udo Grashoff, Vendula Hylanová und Katharina Schulte für Mitarbeit und Unterstützung dieser Publikation.

Dank für viele Diskussionen, die zeigten, dass die Historiker noch eine Weile brauchen werden, bis sie sich über die Bewertung aller Verbrechen dieses mörderischen 20. Jahrhunderts einigen, während aufrichtig erzählte Lebensgeschichten sehr viel schneller zu einer Verständigung führen können. Darum besonderer Dank an Federike Hoffmann (Bedřiška Synková), zeitweilige Präsidentin der Weltvereinigung ehemaliger politischer Häftlinge der Tschechoslowakei, Sitz Zürich, die im Auftrag ihrer Freundin Božena Jíšová geduldig meine vielen Fragen beantwortete, und Dank an ihren Sohn, den Philosophen Albert Hoffmann, der uns eine deutsche Übersetzung des tschechischen Textes zur Verfügung stellte.

Dank an den Fotografen Michael Kretzschmar, der die nur wenige Millimeter großen Miniaturen sichtbar machte, die von Božena Jíšová und Federike Hoffmann während der Haft aus Zahnbürstenstielen, Glasperlen, Frauenhaar und Pflirsichkernen erschaffen wurden.

Vor allem aber Dank an Božena Jíšová, durch deren Erinnerungsvermögen, menschliche Einfühlung und literarisches Geschick die Begegnung mit diesen bewundernswerten Frauen möglich wird.

Heidi Bohley

Zeit-Geschichte(n) e.V. – Verein für erlebte Geschichte

Impressum

Božena Jíšová

Stumme Schönheit – Erinnerungen an Frauen im tschechoslowakischen GULAG

Edition Zeit-Geschichte(n) Band 2

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt:

Zeit-Geschichte(n) e.V. – Verein für erlebte Geschichte

Große Ulrichstraße 51, 06108 Halle (Saale)

www.zeit-geschichten.de

Gestaltung: Steffi Kaiser

Redaktionelle Bearbeitung: Heidi Bohley unter Mitarbeit von

Federike Hoffmann

Fotos: Privatbesitz der Autorin

S. 21: <http://protikomunisticke.misto.cz/svedectvi/6d.htm>

Sachaufnahmen: Michael Kretzschmar www.zwoacht.de

Umschlaggestaltung unter Verwendung einer Miniatur von

Federike Hoffmann

Druck: Druckwerk Halle

Alle Rechte vorbehalten, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen und elektronischen Wiedergabe.

Zu beziehen über den Buchhandel oder

HASENVERLAG GmbH

Gabelsbergerstraße 5, D-06114 Halle (Saale)

FAX +49 (0)3212) 88 555 88

hasenverlag@web.de

www.hasenverlag.de

ISBN 978-3-939468-49-3

10 € (D)

